D 20720 E

Der Stern

Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage

Oktober 1987
113. Jahrgang
Nummer 10



Oktober 1987
113. Jahrgang
Nummer 10

Der Stern

Verantwortlich für Übersetzung und Lokalteil:
Johannes Gutjahr, Dieselstraße 1,
D-6367 Karben 1
Telefon: 06039/5001

Herausgeber:
Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage,
Industriestraße 21, Postfach 1568
D-6382 Friedrichsdorf 1,
Telefon: 06172/710334

Die internationale Zeitschrift der Kirche, deutsch „Der Stern", wird monatlich auf chinesisch, dänisch, deutsch, englisch, finnisch, französisch, holländisch, italienisch, japanisch, koreanisch, norwegisch, portugiesisch, samoanisch, schwedisch, spanisch und in der Tongasprache veröffentlicht; zweimonatlich wird sie auf indonesisch, tahitisch und thailändisch veröffentlicht, vierteljährlich auf isländisch.

Jahresabonnement:
DM 24,– durch Einzugsverfahren (bei Bestellung durch Zweig oder Gemeinde). Bei Direktbestellung an Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage, Stadtsparkasse Frankfurt, Konto-Nr. 88666, BLZ 50050102.
sFr. 19,20 an Citibank, N. A. Zürich, Konto-Nr. 0/110501/005, Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage in der Schweiz.
öS 168,– an Erste österreichische Spar-Casse-Bank, Konto-Nr. 004-52602, Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage.
USA und Kanada (nicht mit Luftpost): $ 12.00

Printed by Friedrichsdorf Printing Center
Federal Republic of Germany

Erscheint zwölfmal im Jahr

Beilagenhinweis:
Dieser Ausgabe liegen ein Bestellformular für ein Geschenkabonnement und der „KINDERSTERN Oktober 1987" bei.

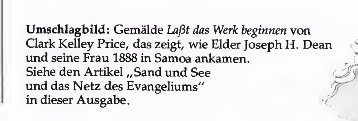
PB MA 8710 GE

Der Stern

Offizielle deutschsprachige Veröffentlichung der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage mit Artikeln aus den Zeitschriften *Ensign*, *New Era* und *Friend*.

Inhalt

Für Kinder



Umschlagbild: Gemälde *Laßt das Werk beginnen* von Clark Kelley Price, das zeigt, wie Elder Joseph H. Dean und seine Frau 1888 in Samoa ankamen. Siehe den Artikel „Sand und See und das Netz des Evangeliums" in dieser Ausgabe.



„BEZAHL DEINE SCHULD!"

Präsident Ezra Taft Benson

Im Buch der Könige lesen wir von einer Frau, die weinend zum Propheten Elischa kam. Ihr Mann war gestorben, und sie hatte Schulden, die sie nicht bezahlen konnte. Deshalb wollte der Gläubiger ihre beiden Söhne wegnehmen und als Sklaven verkaufen.

Durch ein Wunder beschaffte Elischa ihr ein Gefäß mit Öl. Dann sagte er zu ihr: „Geh, verkauf das Öl, und bezahl deine Schuld! Von dem, was übrigbleibt, magst du mit deinen Söhnen leben." (Siehe 2 Könige 4:1–7.)

„Bezahl deine Schuld!" Als wie klug haben sich diese Worte doch immer erwiesen! Und sie sind uns auch heute ein guter Rat!

Die weisen Männer aller Zeiten haben immer und immer wieder darauf hingewiesen, daß es klug ist, keine Schulden zu machen. In „Hamlet" läßt Shakespeare Polonius folgendes sagen: „Kein Borger sei und auch Verleiher nicht; sich und den Freund verliert das Darlehn oft." (1. Akt, 1. Szene.)

Andere haben geschrieben:

„Armut ist schwer, aber Schulden sind furchtbar." (Charles Haddon Spurgeon.)

„Bedenkt, was ihr tut, wenn ihr euch in Schulden verstrickt; ihr verkauft damit jemand eure Freiheit." (Benjamin Franklin.)

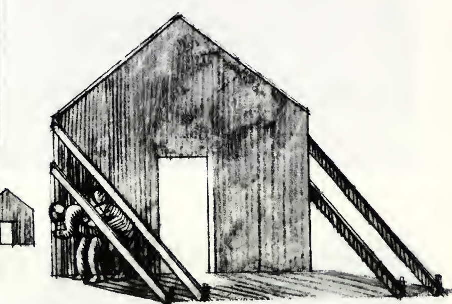
Wahre Grundsätze ändern sich nie

Die Zeiten haben sich seit Benjamin Franklin zwar geändert, aber wahre und weise Grundsätze ändern sich nie. Unsere inspirierten Führer haben uns immer wieder gedrängt, uns schuldenfrei zu machen und unseren Einkommensverhältnissen entsprechend zu leben.

Unsere Vorfahren, die Pioniere, haben uns ein Erbe hinterlassen, das aus Sparsamkeit, Sparen und Schuldenfreiheit besteht. Sicher würden sie uns auch heute raten: „Bezahl deine Schuld!"

Viele Menschen fühlen sich sicher, weil sie davon ausgehen, daß sie ja immer Arbeit haben und daher regelmäßig Geld verdienen. Deshalb lassen sie sich auf Ratenkäufe ein und verpfänden damit ihr künftiges Einkommen, ohne sich zu überlegen, was geschehen würde, wenn sie ihre Arbeit verlieren oder wenn sie aus anderen Gründen nichts mehr verdienen würden.

WIR ALLE NEIGEN DAZU, SOVIEL BESITZEN ZU WOLLEN WIE UNSER NACHBAR.



Aber noch schlimmer ist der ständig wachsende Trend zum Materialismus, der im Gegensatz zur Hinwendung zu geistigen Idealen steht. Wir alle neigen dazu, soviel besitzen zu wollen wie unser Nachbar, auch wenn unser Einkommen niedrig ist. Leider scheinen sehr viele Menschen nach diesem Grundsatz zu leben.

Auf lange Sicht ist es einfacher, seinen Einkommensverhältnissen entsprechend zu leben und der Verlockung zu widerstehen, sich einen Vorschuß auf das künftige Einkommen zu holen. Natürlich kann das in Ausnahmefällen notwendig sein – aber niemals für

Luxusgegenstände. Wir verhalten uns und unserem Gemeinwesen gegenüber nicht fair, wenn wir unser Geld dermaßen gedankenlos ausgeben, daß wir das Sozialamt oder die Kirche um Geld bitten müssen, wenn wir einmal nichts verdienen.

Kaufen Sie nur, was Sie sich leisten können

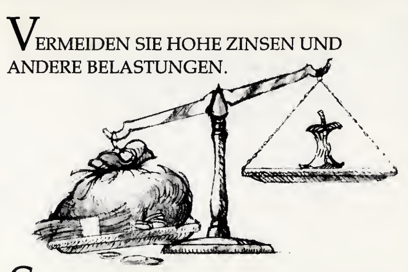
Ich fordere Sie feierlich auf: Lassen Sie sich nicht auf Ratenkäufe ein, deren Monatsraten oft außerordentlich hoch sind! Sparen Sie jetzt, und kaufen Sie später; dann sind Sie weitaus besser dran. Sie vermeiden hohe Zinsen und andere Belastungen, und das Geld, das Sie sparen, ermöglicht es Ihnen vielleicht, später mit einem beträchtlichen Rabbat einzukaufen.

Wenn Sie Schulden machen müssen, beispielsweise für ein Haus, dann bitte ich Sie dringend um Ihrer eigenen Zahlungsfähigkeit und Ihres Friedens willen: Kaufen Sie nur, was Sie auch bezahlen können, und gehen Sie mit einem Kredit klug um. Widerstehen Sie der Verlockung, ein Haus zu kaufen, das weitaus protziger und geräumiger ist als notwendig. Zinszahlungen können schnell zu einer enormen Belastung werden, besonders dann, wenn man noch die Steuern und die Reparaturkosten dazurechnet.

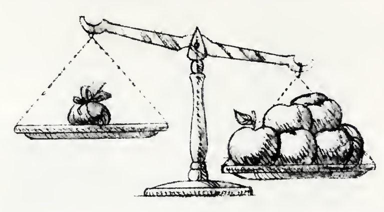
Wenn ich daran zurückdenke, wie wir unser Haus gekauft haben, dann bin ich heute noch dankbar für meine Frau, die zwar mit viel Luxus aufgewachsen ist, aber dennoch bereit war, bescheiden anzufangen.

Schützen Sie sich und Ihre Familie vor finanziellen Schwierigkeiten! Stellen Sie den Kauf von Luxusgütern – zumindest eine Zeitlang – zurück, um sich etwas zu ersparen. Es ist ratsam, für die Ausbildung der Kinder und das Alter vorzusorgen.

VERMEIDEN SIE HOHE ZINSEN UND ANDERE BELASTUNGEN.



SPAREN SIE JETZT, UND KAUFEN SIE SPÄTER MIT EINEM BETRÄCHTLICHEN RABBAT EIN.



Ruft zum Herrn

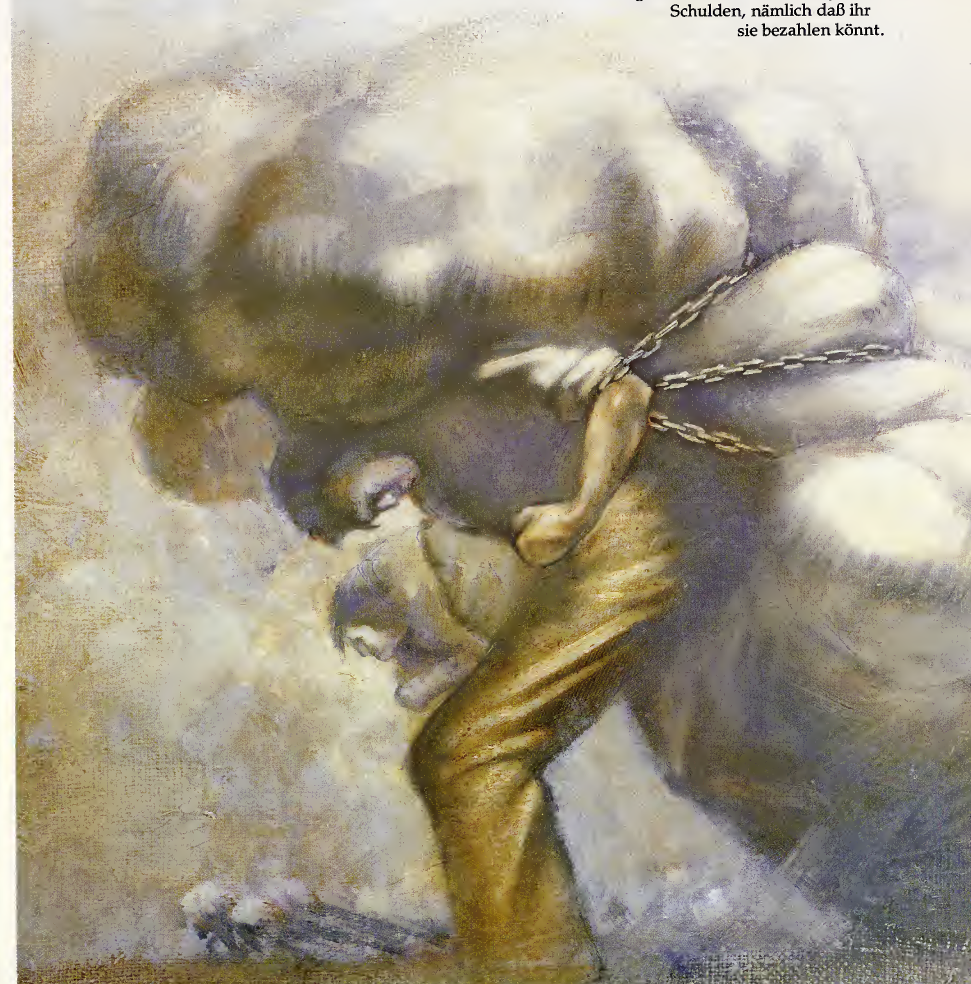
Je geringer das Einkommen, desto wichtiger ist es, daß jeder Pfennig klug ausgegeben wird. Wenn man das tut und dabei noch spart, bedeutet das für die ganze Familie mehr Sicherheit, mehr Möglichkeiten, mehr Bildung und einen höheren Lebensstandard. Wo möglich, wollen wir unsere Hypotheken schneller abzahlen und Geld für Ausbildung, möglichen Einkommensverlust oder andere Notlagen beiseite legen, die die Zukunft bringen mag. Der Mensch soll sein Geld verwalten und sich nicht durch Konsumieren hervortun wollen.

Illustrationen von Kay Stevenson

BEDENKT, WAS IHR TUT, WENN IHR EUCH IN SCHULDEN VERSTRICKT; IHR VERKAUFT DAMIT JEMAND EURE FREIHEIT. (Benjamin Franklin)

Ruft zum Herrn und bittet ihn um Kraft, auf den Rat zu hören, den uns Gottes Wahrworte geben. Der Prophet Amulek hat folgendes gesagt: „Ruft ihn an für die Ernten auf euren Feldern, damit es euch daran wohl ergehe. Ruft ihn an für die Herden auf euren Feldern, damit sie sich vermehren." (Alma 34:24,25.)

Ich möchte Amuleks Rat noch folgendes hinzufügen: Betet zum Herrn wegen eurer Schulden, nämlich daß ihr sie bezahlen könnt.



Bittet ihn um den Glauben, euch von euren Schulden zu befreien und euren Einkommensverhältnissen entsprechend zu leben. Ja, „bezahl deine Schuld".

Brüder und Schwestern, wir wollen auf den Rat der Führer der Kirche hören! Bezahlen Sie Ihre Schulden! Zuerst zahlen wir den Zehnten, denn das sind wir dem himmlischen Vater schuldig. Danach fällt es uns leichter, unsere Schulden bei unseren Mitmenschen zu bezahlen. Wir wollen auf den Rat hören, den Präsident Brigham Young erteilt hat, nämlich: „Bezahlt eure Schulden . . . und verstrickt euch nicht weiter in Schulden. . . . Seid pünktlich bei allem, vor allen Dingen beim Bezahlen eurer Schulden." (*Discourses of Brigham Young*, zusammengestellt von John A. Widtsoe, Salt Lake City, 1954, Seite 303.)

Präsident Joseph F. Smith hat dazu folgendes gesagt: „In Zeiten des Wohlstands . . . ist es sehr angebracht, daß die Heiligen der Letzten Tage ihre Schulden abtragen. . . . Wenn Sie . . . ein freies Volk sein wollen, dann erfüllen Sie zuerst Ihre Verbindlichkeiten Gott gegenüber, bevor Sie die Schulden bei Ihren Mitmenschen abzuzahlen beginnen." (*Evangeliumslehre*, Seite 290 f.)

Präsident Heber J. Grant hat in diesem Zusammenhang folgendes geraten: „Der Zehnte ist ein Gesetz Gottes. . . . Seien Sie ehrlich mit dem Herrn, und ich verspreche Ihnen [den Heiligen der Letzten Tage], daß Sie mit Frieden, Wohlstand und finanziellem Erfolg gesegnet werden." (*Gospel Standards*, zusammengestellt von G. Homer Durham, Salt Lake City, Improvement Era, 1941, Seite 60 f.)

Brüder und Schwestern, Frieden und Zufriedenheit ziehen in unser Herz, wenn wir unseren Einkommensverhältnissen entsprechend leben. Möge Gott uns die Weisheit und den Glauben schenken, auf den inspirierten Rat des Priestertums zu hören, nämlich unsere Schulden zu bezahlen und unseren Einkommensverhältnissen entsprechend zu leben. Kurz gesagt: „Bezahl deine Schuld!" □

FÜR DIE HEIMLEHRER

Einige wesentliche Punkte, die Sie vielleicht bei Ihrem Heimlehrgespräch hervorheben möchten:

1. Wir Heilige der Letzten Tage sind immer aufgefordert worden, unsere Schulden zu bezahlen und unseren Einkommensverhältnissen entsprechend zu leben.
2. Wenn wir für etwas, was zum Leben notwendig ist, Schulden machen müssen, sollen wir nur das kaufen, was wir auch bezahlen können, und uns nie auf hohe finanzielle Belastungen einlassen.
3. Wir müssen uns und unsere Familie vor finanziellen Schwierigkeiten schützen.
4. Wir wollen darum beten, daß wir in der Lage sein mögen, unsere Schulden zu bezahlen und unseren Einkommensverhältnissen entsprechend zu leben.

Hilfen für das Gespräch

1. Erklären Sie, wie Sie zum Rat stehen: „Bezahl deine Schuld".
2. Enthält dieser Artikel Schriftstellen oder Zitate, die die Familie, die Sie besuchen, vorlesen und besprechen könnte?
3. Wäre es für das Gespräch besser, wenn Sie vor dem Besuch mit dem Familienoberhaupt redeten? Möchten der Kollegiumspräsident oder der Bischof ihm etwas mitteilen lassen?

BESUCHSLEHRBOTSCHAFT

„WILLENS, MIT DEN TRAUERNDEN ZU TRAUERN. . .“

Ziel: Verstehen, daß wir denen helfen sollen, die Hilfe besonders brauchen

Vor kurzem erhielt eine Schwester die schreckliche Nachricht, daß ihre Schwester bei einem Autounfall ums Leben gekommen war. Sie war auf etwas Derartiges überhaupt nicht vorbereitet. In den folgenden Monaten voller Kummer und Leid schrieb sie: „Der Schmerz flutet immer noch in Wellen über mich hin und läßt mich nutzlos werden. Ich glaube, mir ginge es schon besser, wenn mich jemand ein paar Stunden lang über meine Schwester aussprechen lassen würde. Jeder will mir etwas sagen, was mir helfen soll, aber niemand will mir zuhören."

Es gibt viele Arten von schmerzlichem Verlust. Eltern sterben, Kinder wenden sich von der Kirche ab, Mann oder Frau verlassen ihre Familie, bei einem Freund oder einem Angehörigen wird eine sehr schwere oder gar eine tödliche Krankheit festgestellt, jemand verliert seine Stellung oder wird zum Sklaven schlechter Gewohnheiten.

Die meisten von uns haben wohl den Wunsch zu helfen, aber meistens fühlen wir uns dem nicht gewachsen. Deshalb gehen wir der Sache aus dem Weg und fassen unser Mitgefühl nicht in Worte. Aus irgendwelchen Gründen macht es uns verlegen, tiefe Empfindungen zu zeigen oder bei jemand zu sein, der solche Empfindungen zeigt.

Der Geist kann uns führen, so daß wir wissen, wie wir jemand trösten können, der Kummer hat. Manche Menschen möchten darüber sprechen, wie ihnen zumute ist. Andere brauchen jemand, der zu ihnen spricht. Manche möchten Besuch haben, andere wollen lieber allein sein. Im folgenden finden Sie einige Hinweise:

1. Sagen Sie nicht: „Ich weiß genau, wie Ihnen zumute ist." Das entspricht niemals der Wahrheit, selbst dann nicht, wenn Ihnen etwas Ähnliches widerfahren ist. Es ist viel besser, wenn man sich anhören will, wie dem Betreffenden *wirklich* zumute ist – oder nichts sagt, wenn der Betreffende mit seinem Schmerz allein fertig werden will.

2. Wir fühlen uns schnell geneigt, jemandem, der Kummer hat, den guten Rat zu geben: „So darfst du nicht denken. Du mußt Glauben haben. Es kommt schon alles wieder in Ordnung." Natürlich sollen wir daran glauben, daß alles wieder in Ordnung kommt. Präsident Spencer W. Kimball hat dazu folgendes gesagt: „Wenn wir später einmal zurückblicken, dann sind wir froh über vieles, was in unserem Leben geschehen ist und was uns damals so schwer verständlich erschien." (Ansprache an der Brigham-Young-Universität, 6. Dezember 1955.)

Aber auch wenn wir daran glauben, daß alles schließlich wieder in Ordnung kommen wird, löst sich unser Kummer deshalb nicht in Luft auf. Selbst Jesus, der doch vollkommenen Glauben hatte, weinte, als er vom Tod des Lazarus erfuhr. (Siehe Johannes 11:35,36.)

3. Wir müssen uns auch klarmachen, daß mit dem Kummer Schuldgefühle einhergehen – Erinnerungen an das, was wir gesagt und getan haben und was uns heute leid tut. Schuldgefühle nützen uns nur dann etwas, wenn sie uns dazu bringen umzukehren. Zwar können wir, wenn jemand gestorben ist, nicht mehr alles wiedergutmachen, aber wir können unsere Einstellung ändern und uns auf eine bessere Beziehung in der Ewigkeit vorbereiten.

4. Tun Sie etwas, auch wenn Sie nicht genau wissen, was. Kochen Sie etwas. Passen Sie auf die Kinder auf. Hören Sie zu. Beten Sie. Beten Sie wieder. Eine Schwester, deren Mann gestorben war, war für ihre schüchterne Nachbarin dankbar, die zu ihr kam und die ganze Nacht und den größten Teil des nächsten Tages bei ihr blieb, bis ihre Tochter kam. Dabei kannten sich die beiden nicht einmal besonders gut. „Sie hat gar nicht viel gesagt – sie war einfach da. Ich war ihr so dankbar – es wäre schrecklich gewesen, allein zu sein."

Bei der Taufe versprechen wir, daß wir willens sind, „einer des anderen Last zu tragen". (Mosia 18:8.) Das gleiche hat uns auch der Apostel Paulus ans Herz gelegt: „Darum tröstet und ermahnt einander, und einer richte den andern auf." (1 Thessalonicher 5:11.) □

FÜR DIE BESUCHSLEHRERINNEN

1. Sprechen Sie darüber, wie man jemand helfen und trösten kann, der Hilfe braucht.

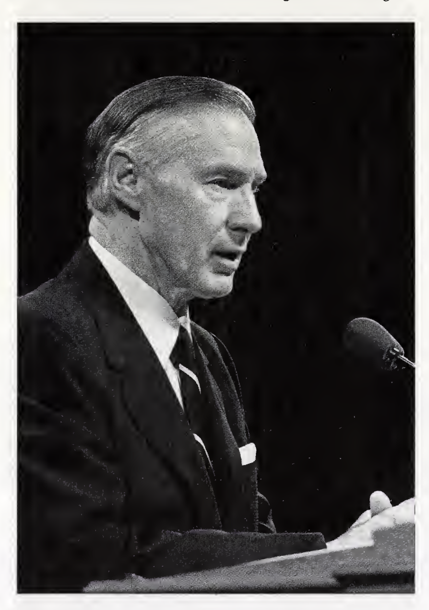
2. Was hat der Erretter getan, um diejenigen zu trösten, die ihn um Hilfe baten? Wie können wir uns an seinem Vorbild orientieren?

Mehr dazu finden Sie in der Veröffentlichung „Der Familienabend – Anregungen und Hilfsmittel", Seite 131ff., 171ff., 177ff.

Elder James E. Faust

ER ZEIGT DEN MENSCHEN, DASS ER DEN HERRN LIEBT

Elder William Grant Bangerter
von der Präsidentschaft des Ersten Kollegiums der Siebzig



1940 waren Elder Faust und ich auf Mission in Curitiba in Südbrasilien. Wir waren Mitarbeiter und wohnten in einem Zimmer über einem Eckrestaurant, das am Praca Zacharias lag.

Am ersten Tag, als Elder Faust und ich Mitarbeiter wurden, verständigten wir uns darauf, daß wir beide zu den führenden Missionaren der Mission gehören wollten, was die Verpflichtung der Arbeit gegenüber anging. Da er damals noch nicht richtig Portugiesisch sprechen konnte, übernahm ich an jenem Tag die Führung beim Gang von Tür zu Tür. Wie es der Sitte entsprach, klatschte ich am Haustor in die Hände und erklärte den Menschen, die an die Tür kamen, kurz den Grund unseres Besuches. Ich hatte aber keinen Erfolg, deshalb ließ ich meinen Mitarbeiter kurzerhand wissen, daß er jetzt an der Reihe sei.

Als Elder Faust in die Hände klatschte, um jemand aus dem nächsten Haus an die Tür zu rufen, drehte ich mich demonstrativ um, damit er auch ja wußte: Diesmal war er an der Reihe. Als ich mich wieder umdrehte, sah ich, daß er durch das Tor getreten war und auf Englisch mit einer Frau sprach, die sich aus dem Fenster lehnte. Das war die Familie Dedo Valeixo, und sie schloß sich bald der Kirche an. Sie waren die ersten von heute zehntausend Heiligen der Letzten Tage in jener Stadt. Damals, wo jeder Missionar im Durch-

schnitt nur einen Neubekehrten in zweieinhalb Jahren fand, hatte Elder Faust gleich bei seinem ersten Kontakt Erfolg.

Seit damals hat Elder Faust nicht aufgehört, das Herz vieler Menschen anzurühren und ihnen Segen zu bringen. Sein Leben spiegelt die Liebe zum Erretter wider, die er schon als Kind und als junger Mann spürte und die ihn auch heute als Mitglied des Kollegiums der Zwölf Apostel erfüllt.

„Ich glaube, es liegt daran, daß ich einfach glaube"

Elder Faust, dessen Vorfahren Pioniere waren, wurde am 31. Juli 1920 in Delta in Utah geboren; seine Eltern waren George A. und Amy Finlinson Faust. „Meiner Mutter haben die heiligen Schriften viel bedeutet, vor allen Dingen das Buch Mormon", erzählt er. „Ich wollte immer so viel über das Buch Mormon wissen wie sie. Das habe ich immer noch nicht ganz geschafft, aber ich hoffe, daß es mir eines Tages gelingt – das gehört zu meinen ganz persönlichen Zielen. Ihr verdanke ich es, daß ich schon früh ein Zeugnis hatte. Ich kann mich überhaupt nicht an eine Zeit erinnern, wo ich kein Zeugnis gehabt hätte."

Elder Faust, der ja mit der Liebe zum Erretter großgeworden ist, erzählt, daß es ihm leichtgefallen sei, an den Herrn und seine Kirche zu glauben. „Ich zahle gerne den Zehnten. Es ist mir auch nie schwergefallen, den Rat und die Lehren der Priestertumsführer anzunehmen." Er lächelt: „Ich glaube, das liegt daran, daß ich einfach glaube."

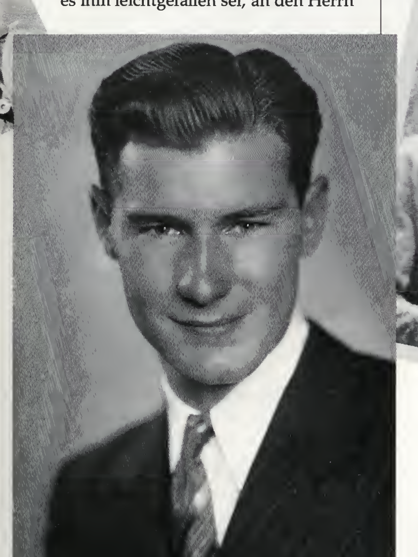
Dann zog die Familie in das Salzseetal, weil sein Vater dort als Rechtsanwalt und Richter arbeitete. Obwohl George Faust ein beschäftigter Richter und Mitglied der Bischofschaft war, „verbrachte er viel Zeit mit uns bei unseren sportlichen Aktivitäten. Er hat auch nicht einen einzigen Wettkampf verpaßt, an dem wir teilnahmen."

Mit soviel Unterstützung von zu Hause entwickelte sich Jim Faust zu einem ausgezeichneten Footballspieler und Läufer in der High School und blieb in seinen Collegejahren Läufer. „Uns hat der Sport Spaß gemacht. Er hat uns Disziplin gelehrt."

„Die produktivste Zeit in meinem ganzen Leben"

Elder Faust hat aber auch auf andere Weise Disziplin gelernt. Seine Eltern haben ihm beigebracht, hart zu arbeiten und sich für bestimmte Aufgaben im und am Haus verantwortlich zu fühlen. „Die Kuh mußte jeden Tag gemolken werden, auch an Weihnachten, an Sonntagen und an Geburtstagen. Und die Hühner mußten gefüttert werden."

Als Elder Faust die High School abgeschlossen hatte, studierte er zwei Jahre lang an der University of Utah. 1939 wurde er dann auf Mission nach Brasilien berufen. Als Elder Faust und ich uns einmal über unsere Mission unterhalten haben, hat er folgendes gesagt: „Wir haben nicht viel bewirkt, doch wir haben uns selbst verändert. Ich glaube, das war die produktivste und wichtigste Zeit in meinem ganzen Leben."



James E. Faust als Junge in Salt Lake City, 1940 als Missionar in Brasilien und im Frühling 1939 als Angehöriger des Läuferteams der University of Utah.

INMAL KOMMT DIE ZEIT, WO DAS ZEUGNIS MEHR GEWORDEN IST ALS BLOSSER GLAUBE – ES WIRD TEIL EINER SICHEREN ERKENNTNIS.

James E. Faust

Tatsächlich war seine Mission auch eine Zeit geistigen Wachstums und Reifens. Er lernte gut Portugiesisch sprechen und soviel Deutsch, daß er auch in dieser Sprache arbeiten konnte – denn die meisten Mitglieder damals in Brasilien sprachen Deutsch. Er präsidierte als Distriktspräsident über die Heiligen und wurde auch zu Führungsaufgaben in der Mission berufen.

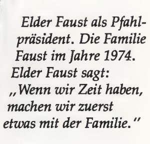
1975 – fast fünfunddreißig Jahre später – kam Elder Faust als Assistent des Rates der Zwölf wieder nach Brasilien, um über das Werk in Südamerika zu präsidieren. Wenn man von der Zahl der Bekehrtentaufen ausgeht, war seine zweite Mission natürlich weitaus produktiver als die erste. „Ich bin dem Herrn dankbar, daß er mir noch einmal die Möglichkeit gegeben hat, hier zu arbeiten. Ich muß mich immer wieder wundern und bin sehr froh, wenn ich sehe, wie der Herr die Menschen und Länder gesegnet hat, wo die Arbeit am Anfang so schwer war."

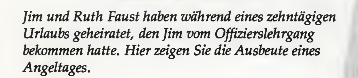
Vom Missionsdienst zum Militärdienst

Während der einundzwanzigjährige Missionar das Evangelium des Friedens verkündete, wurde sein Heimatland in einen Weltkrieg hineingezogen. Seine Abreise aus Brasilien verzögerte sich um mehrere Monate, weil es keine Möglichkeit gab, nach Hause zu kommen. Sechs Wochen nach seiner Rückkehr wurde er dann eingezogen und der Luftwaffe zugeteilt. Als zurückgekehrter Missionar war er den Durchschnittssoldaten an Erfahrung, Sprachkenntnissen, praktischer Lebenserfahrung und Führungseigenschaften weit voraus. Er qualifizierte sich für einen Offizierslehrgang und schloß ihn mit ausgezeichneten Noten ab. Als er dann andere Offiziere kennenlernte – ehrgeizige Menschen mit Idealen – lernte er auch Menschen wertschätzen, die nicht der Kirche angehörten. Und er entwickelte seine natürliche Neigung, freundlich, tolerant und verständnisvoll zu sein.

In der Zwischenzeit begegnete er Ruth Wright wieder, die er schon in der High School gekannt hatte. Als er für zehn Tage Urlaub vom Offizierslehrgang bekam, heirateten die beiden im Salt-Lake-Tempel, und zwar am 21. April 1943. Sie kauften ein gebrauchtes Auto, damit sie gemeinsam dorthin fahren konnten, wo er einen Auftrag ausführen mußte, und damit Ruth so oft wie möglich bei ihm sein konnte. Meistens waren sie die einzigen Mitglieder der Kirche in der ganzen Kaserne, die ein Auto besaßen, und so luden sie ihr Auto so voll, wie es eben ging, und fuhren zur Kirche.

Dann wurde Jim nach Übersee versetzt – Neuseeland, Australien, Tasmanien und Ägypten. Drei Monate lang war er auf einem Schiff der Marine der einzige Heilige der Letzten Tage. Deshalb machte er jeden Sonntag allein seinen Gottesdienst. „Man kann große geistige Kraft erhalten, auch wenn man allein ist", sagt er. „Wenn man täglich betet, den Zehnten zahlt und versucht, den Sabbat so gut wie möglich heiligzuhalten, dann kommt der Geist zu einem und segnet einen reich. Das schenkt Kraft und Trost."


Elder Faust als Pfahlpräsident. Die Familie Faust im Jahre 1974. Elder Faust sagt: „Wenn wir Zeit haben, machen wir zuerst etwas mit der Familie."


Jim und Ruth Faust haben während eines zehntägigen Urlaubs geheiratet, den Jim vom Offizierslehrgang bekommen hatte. Hier zeigen Sie die Ausbeute eines Angeltages.

Das normale Leben noch weiter aufschieben?

Nach drei Jahren als Soldat überlegte Jim Faust, ob er das normale Leben noch weiter aufschieben sollte, indem er weiterstudierte. Es war fast sechs Jahre her, daß er die Universität verlassen hatte, um auf Mission zu gehen. Doch sein Vater machte ihm Mut, und so fing er wieder an zu studieren und schloß sein Studium der Rechtswissenschaften 1948 an der University of Utah ab.

Die nächsten vierundzwanzig Jahre war James E. Faust Rechtsanwalt in Salt Lake City und verdiente sich viel Anerkennung. „Ich habe viele befriedigende Erlebnisse gehabt", erzählt er. „Ich sage meinen drei Jungen immer – die alle drei Rechtsanwälte sind –, daß ich alles genauso machen würde, wenn ich noch einmal von vorne anfangen könnte."

Warum hat ihm die Arbeit als Rechtsanwalt soviel Freude gemacht? „Weil ich Probleme lösen und Streitfragen regeln konnte", antwortet er. Ihm lagen die Menschen, für die er arbeitete, wirklich am Herzen – und dieses Interesse spürten seine Klienten. Sein Sohn Marcus erzählt: „Er hat uns Jungen eingeprägt, daß der Mensch wichtiger ist als ein Gegenstand, und daß wir bei unserer Arbeit immer daran denken sollen."



„Man kann beobachten, wie ein Leben sich ändert"

Wenn Elder Faust auf die vielen Jahre im Dienst der Kirche zurückblickt – Bischof (mit 28 Jahren), Präsident des Salt-Lake-Cottonwood-Pfahles (mit 35 Jahren) und Regionalrepräsentant – dann fallen ihm viele wunderbare Menschen und Erlebnisse ein. „Diese Berufungen sind sehr schön, weil man viel mit Menschen zusammenkommt. Man kann beobachten, wie ein Leben sich ändert, man kann den Menschen bei ihren Aufgaben und Problemen helfen. Wenn ich noch einmal von vorne anfangen könnte, würde ich mich wahrscheinlich weniger um Berichte und Papierkram und Versammlungen kümmern, sondern noch mehr als bisher um den Menschen."

Überall, wo Ruth und James Faust waren – auf Mission, beim Militär, im Berufsleben und bei ihren vielen Berufungen in der Kirche – haben sie sich viele Freunde erworben. Elder Faust schreibt einen Großteil dieses Erfolges seiner Frau zu. „Sie liebt die Menschen und ist sehr warmherzig und kontaktfreudig. Sie hilft mir, das nicht zu übersehen, was ich nicht übersehen sollte."

Ruth Faust ist auch wirklich das lebende Beispiel für Glücklichsein, Rechtschaffenheit, Ausgeglichenheit und Engagement für ewige Grundsätze. Eine Frau, die von Selbstverwirklichung träumt, sollte einmal Ruth Faust ansehen. Sie ist eine gefestigte Frau, die Christus ähnlich ist, die Selbstsucht nicht kennt. Vor kurzem wurde Elder Faust gefragt, wann er denn am stolzesten auf sie gewesen sei. Er entgegnete: „Jeden Tag neu!" Und dann meinte er: „Sie ist eine wunderbare Frau und die beste Mutter auf der Welt. Es fällt ihr nicht leicht, vor vielen Menschen zu sprechen, aber sie hat daran gearbeitet, und der Herr hat sie gesegnet. Ich bewundere sie dafür, wie sie sich dem Geist des Herrn unterworfen hat, so daß er in ihrem Leben wirksam werden und sich in ihrer Lebensführung und in dem, was sie anderen Menschen in ihren Ansprachen gesagt hat, widerspiegeln konnte."

Der Familie nahe bleiben

Als die Familie Faust in Brasilien lebte, wo Bruder Faust von 1975 bis 1977 für das Gebiet Südamerika zuständig war, konnte Ruth Faust zuerst überhaupt kein Portugiesisch. Aber darauf kam es auch nicht an. Sie verständigte sich mit den Menschen durch Liebe und ihr freundliches Wesen. Als meine Frau und ich nach Brasilien kamen, um ihre Aufgabe zu übernehmen, sahen wir, daß sie das Herz der Menschen gewonnen hatten.

Als Elder Faust und seine Frau jungverheiratet waren, blieben sie vier Jahre lang kinderlos. Aber nach viel Beten und Fasten und Sorgen und einem Priestertumssegen bekamen sie ihr erstes Baby. Ihre fünf Kin-

der wurden dann innerhalb von zehn Jahren geboren. Alle sind jetzt verheiratet, und Elder Faust und seine Frau haben achtzehn Enkelkinder.

Obwohl Elder Faust immer anderswo wichtige Aufgaben zu erledigen hatte, hat er es sich doch zur Gewohnheit gemacht, seiner Familie nahe zu bleiben. „Ich achte darauf, daß ich oft zu Hause bin. Ich überlege, wie ich in das Leben meiner Kinder und Enkelkinder einbezogen werden kann. Das ist mir sehr wichtig."

Als die Kinder größer wurden, bekam jedes immer wieder die Möglichkeit, mit seinen Eltern ganz allein zu sein, beispielsweise während des Wäschefaltens, bei der Gartenarbeit, beim Einkaufen, wenn es abends auf Vatis Schoß sitzen durfte oder wenn es ins Bett gebracht wurde.

Jim und Ruth Fausts Bemühungen, gute Eltern zu sein, haben reiche Früchte getragen. „Meine Kinder sind in mancher Hinsicht meine besten Freunde geworden", erzählt Elder Faust. Schwester Faust ist der gleichen Ansicht. „Wenn wir Zeit haben, machen wir zuerst etwas mit der Familie."

Ein heiliges Familienerlebnis

Tochter Lisa erzählt von einem heiligen Familienerlebnis. Eines ihrer Kinder war mit einem schweren Herzfehler geboren worden. In der Wand zwischen der linken und der rechten Herzkammer war ein Loch, und die Ärzte sagten, das Baby müsse bald am offenen Herzen operiert werden, damit das Loch geschlossen werden konnte. Als Nathan ungefähr zwei Jahre alt war, stellten die Ärzte fest, daß das Loch zuviel Druck auf die Lungen verursachte, und beschlossen, umgehend zu operieren. „Aber dann haben mein Vater, mein Mann und mein Schwiegervater Nathan einen



Elder Faust ist seit dem 1. Oktober 1978 Mitglied des Kollegiums der Zwölf. Seine Frau Ruth unterstützt ihn in dieser Aufgabe. Er sagt von ihr, sie sei eine großartige Frau, die „die Menschen liebt".

Segen gegeben; Vati hat gesprochen. Als der Arzt den Jungen am nächsten Morgen untersuchte, sagte er, die Operation sei nun doch nicht erforderlich, weil das Loch kleiner sei als vorher angenommen. Wir wußten, daß das Priestertum das bewirkt hatte."

Wenn Nathan heute zu wild wird und Lisa ihn lieber ruhiger haben möchte, „erinnert Vati mich daran, daß seine Gesundheit ein großer Segen ist und daß wir dafür dankbar sein sollen".

Als Elder Faust Generalautorität wurde, lud er seine Kinder zu einem ganz besonderen Familienabend ein. Als alle zusammensaßen, wandte er sich an jeden einzelnen, sagte ihm, wie wichtig er für ihn sei, und sprach über die Gaben, die der Betreffende vom Herrn erhalten hatte. „Dann sagte er seinen Kindern, daß er keine gute Generalautorität sein könne, wenn er nicht in erster Linie ein guter Vater sei", sagt Schwester Faust. „Er sagte ihnen, er könne aus seiner Berufung als Vater niemals entlassen werden. Er sagte, Vater zu sein sei seine Berufung für die Ewigkeit – und auch seine wichtigste." Er fragte die Kinder, wie sie über seine Berufung als Generalautorität dachten und ob sie ihn unterstützen könnten. „Natürlich unterstützen sie ihn alle", sagt Ruth Faust. „Er ist ein sehr feinfühliger Mensch, den man leicht liebhaben kann."

„In den heiligen Schriften steht so viel"

Elder Fausts Tag beginnt jeden Morgen um 5.30 Uhr mit einem halbstündigen Spaziergang, auf dem ihn seine Frau meistens begleitet. Ehe die beiden in eine Eigentumswohnung gezogen sind, hatte Elder Faust immer wenigstens einen Gemüsegarten und viele Blumen. Er spürt immer noch gerne „Erde zwischen den Fingern". Außerdem mag er gute Musik und hört sich oft Schallplatten aus seiner Sammlung an. In Missionarsquartetten sang er immer den Bariton.

Abends sitzt er am liebsten in seinem Sessel – „Großvaters Sessel" – und studiert in den heiligen Schriften. Oft krabbeln seine Enkelkinder ihm auf den Schoß und schlafen dort ein. „In den heiligen Schriften steht so viel", sagt Elder Faust. „Ich glaube, wir scharren nur ein bißchen an der Oberfläche. Die heiligen Schriften sollen uns bei allem, was wir tun, als Grundlage dienen."

Am 6. Oktober 1972 wurde James E. Faust als Assistent des Rates der Zwölf berufen. Am 1. Oktober 1976 wurde er in die Präsidentschaft des Kollegiums der Siebzig berufen, und zwei Jahre später, am 1. Oktober 1978, wurde er zum Mitglied des Kollegiums der Zwölf ordiniert.

Als Elder Faust Präsident der Internationalen Mission war, lernte er viele Mitglieder und Nichtmitglieder in entlegenen Gebieten der Welt kennen. In seiner ersten Konferenzansprache als Mitglied der Zwölf sprach er dann davon, wieviel sie ihm bedeuten: „Ich bin mit einer partiellen Farbblindheit zur Welt gekommen. Ich habe gelernt, alle Menschen in allen Ländern, in denen ich mich als Missionar, Soldat oder Führer der Kirche aufgehalten habe, zu lieben, was für eine Hautfarbe sie auch haben mögen. Ich hoffe, ich kann ein Jünger sein . . . besonders (für) die Demütigen, die Niedergeschlagenen, die Armen, die Trauernden, die Bedürftigen, die Armen im Geist. Wenn wir sie vergessen, können wir nicht *seine* Jünger sein." (*Der Stern*, April 1979, Seite 37.)

Interesse an den Menschen

In jeder Berufung hat Elder Faust sich sein Interesse an den Menschen bewahrt. Er kann sich oft noch an die Gesichter und Namen der Menschen erinnern, denen er begegnet ist. Er hat die Gabe, echte Liebe und echtes Interesse zu spüren und auch zu zeigen. Wenn er einen Pfahl oder ein Land besucht hat, behält er die Menschen dort in Erinnerung.

Als Apostel des Herrn gibt er auf bewegende, machtvolle Art Zeugnis. „Niemand hat je eine solche Berufung mit dem gleichen Gefühl der Unzulänglichkeit erhalten wie ich", hat er vor neun Jahren als neues Mitglied des Kollegiums gesagt. Aber er hat auch folgendes gesagt: „Ich weiß, daß zum heiligen Apostelamt vor allem gehört, daß man ein persönlicher Zeuge für Jesus Christus, unseren göttlichen Erlöser, ist. Vielleicht eigne ich mich nur aufgrund dieser Bedingung für dieses Amt. Diese Gewißheit habe ich durch den unbeschreiblichen Frieden und die Macht des Geistes Gottes erfahren." (*Der Stern*, April 1979, Seite 37.)

Elder Faust eignet sich in der Tat zum Dienen. „Ich glaube, ich habe den Erretter schon gekannt, *ehe* ich in den Rat der Zwölf kam", meint er. „Die Berufung zum heiligen Apostelamt ist ein geistiges Erlebnis, das Gewißheit schenkt."

Elder Faust spürt die Bürde seiner Aufgabe schwer auf sich lasten: „Ich habe mich für diese Berufung niemals geeignet gefühlt. Ich werde ständig vor Anforderungen gestellt. Aber ich freue mich an der Brüderlichkeit und Kameradschaft im Kollegium.

Was ich für dieses Werk empfinde, geht über das Leben hinaus. Einmal kommt die Zeit, wo das Zeugnis mehr geworden ist als bloßer Glaube – es wird Teil einer sicheren Erkenntnis. Und das Wunderbare daran ist – es ist wahr!" □

SAND UND SEE UND DAS

DAS IST DIE KUNST VON CLARK KELLEY PRICE

Mit Hilfe der Kunst haben sich schon immer gut Geschichten erzählen lassen. Und für die Heiligen der Letzten Tage ist Geschichtenerzählen schon immer eine der Aufgaben der Kunst gewesen.

Auf den pazifischen Inseln, vor allem auf Tonga, Samoa und Fidschi, gibt es viele bemerkenswerte Geschichten über den Glauben zu erzählen.

Clark Kelley Price ist ein Künstler und hat früher als Missionar auf Tonga gearbeitet. Er lebt jetzt mit seiner Frau und seinen fünf Kindern in Star Valley in Wyoming. Die fünf Bilder, die in dieser Ausgabe abgedruckt sind, erzählen vom Beginn und von der Weiterführung der Missionsarbeit auf Tonga, Samoa und Fidschi. Heute gibt es auf den genannten Inselketten mehr als 140 Gemeinden, 22 Pfähle, 2 Tempel und etwa 100 000 Mitglieder.



1.

1. „Laßt das Werk beginnen"

Im Dezember 1862 verließen Kimo Belio und Samuela Manoa, zwei hawaiianische Missionare, ihre Heimat und gingen nach Samoa auf Mission. Elder Belio wurde später krank und starb. Deshalb ging die Arbeit erst 1888 weiter, als nämlich – wie dieses Bild zeigt – Elder Joseph H. Dean und seine Frau Florence nach Aunuu segelten, wo sie am 21. Juni desselben Jahres ankamen. Mit der Ankunft der Familie Dean begann auch Manoas Mission wieder.

Auf dem Bild ist Elder Dean zu sehen, der seinen vier Monate alten Sohn Jasher Henry auf dem Arm hält, während seine Frau ans Ufer watet. Die einheimische Schwester, die Elder Manoa geheiratet hatte, hilft ihr. Zwei junge Einheimische tragen ihre Koffer ans Ufer. Aus dem wolkenverhange-

NETZ DES EVANGELIUMS

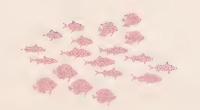


2.

nen Himmel brechen Sonnenstrahlen hervor, die sich als günstiges Omen für ihre Ankunft interpretieren lassen, und zwar sowohl im zeitlichen als auch im geistigen Sinne.

2. „Beim König von Tonga"

Drei Jahre, nachdem das wiederhergestellte Evangelium nach Samoa gebracht worden war, wurden Missionare von Samoa nach Tonga geschickt. Als sie ankamen, besuchten sie zuallererst König George I (Siaosi Tupou I) und baten ihn, ihnen zu gestatten, seinem Volk das Evangelium zu verkünden. Das war am 16. Juli 1891. Auf dem Bild sind die Missionare Brigham Smoot und Alva John Butler zu sehen, die mit einem Dolmetscher zum König kommen. Sie übergeben ihm die Glaubensartikel, die der Übersetzer ins Tongische übertragen hat. Der König hört sich die Glaubensartikel an und tut kund, daß ihm die christlichen Lehren darin gefallen. Er heißt die Missionare willkommen und wünscht ihnen Erfolg. Er sagt, sein Volk könne sich jeder Kirche anschließen, wie es ihm beliebe. Obwohl George ein König ist, ist er einfach gekleidet. Um die Hüften trägt er das *Tupenu*. Dieses Tuch ist mit dem traditionellen Zeichen der Achtung bedeckt – eine gewebte Matte, die *Ta'ovala* genannt und von Kokosnußfasern an der Hüfte zusammengehalten wird.



3. „Menschenfischer"

Die heutigen tongischen Missionare haben ein neues Arbeitsgebiet, zu dem sie auf den Fischerbooten segeln, die im Hintergrund zu sehen sind. Sie sind barfuß, tragen aber zu Tupenu und Ta'ovala ein weißes Hemd und eine Krawatte. Auf der Schulter tragen sie die





Fala, das ist eine Matte, auf der man sitzt und schläft. Sie rollen alles, was sie besitzen – einschließlich Kleidung und Bettzeug – in diese Matte ein und nehmen sie mit, wohin sie auch gehen. Im Korb haben sie die heiligen Schriften und Broschüren der Kirche.

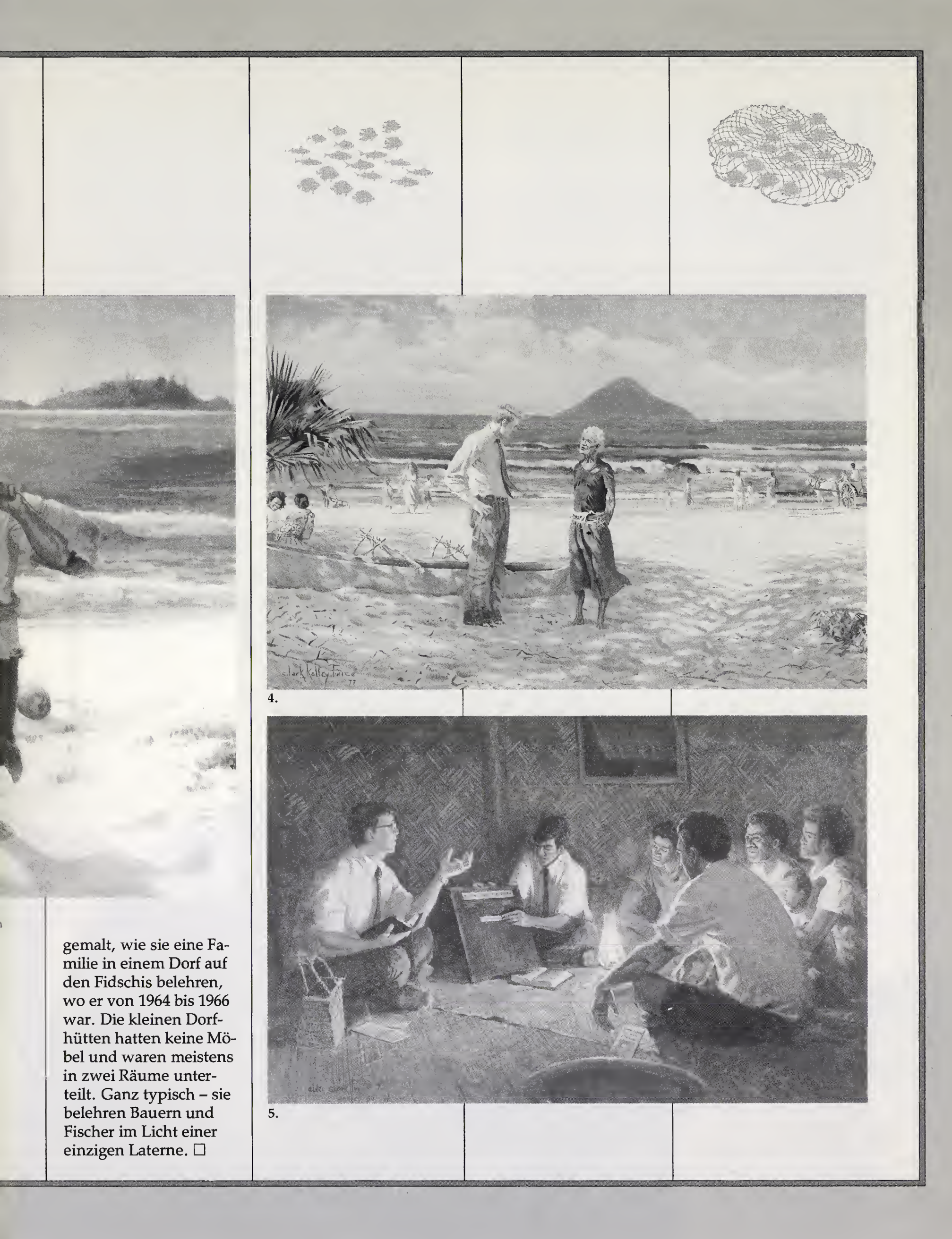
4. „Der Missionar und der Reiche“

Der junge Mann auf diesem Bild ist Elder John H. Groberg, der jetzt dem Ersten Kollegium der Siebzig angehört. Als junger Mann war er hier auf Mission, und zwar von 1954 bis 1957. In der Geschichte, die hier dargestellt wird, geht es um das Boot im Hintergrund. Der Bootsbesitzer ist ein reicher und weltlich gesinnter Fremder, der auf die Insel gekommen ist und die Arglosigkeit der Einheimischen ausgenutzt hat. Der Missionar versucht, einen älteren Einheimischen zu trösten, lernt dabei aber selbst eine Lektion. Der Missionar hebt nämlich an mit den Worten: „Es tut mir leid . . .“, und will fortfahren, daß der weltlich gesinnte Mann den Leuten soviel Schaden zugefügt hat. Aber der Bruder unterbricht ihn und sagt: „Ja, der arme Mann tut mir auch leid. Seine Art, arm zu sein, ist sehr traurig.“ Hier wird deutlich, daß derjenige, der nur an materiellen Reichtum denkt, dem Inselvolk seine wahren Schätze nicht nehmen, geschweige denn, daß er sie schätzen kann.

3.

5. „Porträt des Künstlers auf Mission“

Der Künstler hat sich selbst und seinen Mitarbeiter (einen Ostinder)



4.

5.

gemalt, wie sie eine Familie in einem Dorf auf den Fidschis belehren, wo er von 1964 bis 1966 war. Die kleinen Dorfhütten hatten keine Möbel und waren meistens in zwei Räume unterteilt. Ganz typisch – sie belehren Bauern und Fischer im Licht einer einzigen Laterne. □

Bald nachdem ich mich zur Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage bekehrt hatte, erhielt ich meinen Patriarchalischen Segen. Darin wurde mir geraten, Genealogie zu betreiben. Das überraschte mich, denn weil ich schwarz war, hatte ich immer gemeint, es sei hoffnungslos, Genealogie zu betreiben. Wie sollte ich Aufzeichnungen über meine Vorfahren finden? Sklaven wurden nur als namenloser Besitz aufgeführt.

Doch obwohl ich nicht die Erfahrung, die Zeit und auch nicht das Geld für ausgedehnte Nachforschungen hatte, hatte ich doch meinen Patriarchalischen Segen, der mich aufforderte, meine Vorfahren ausfindig zu machen und zuzusehen, daß für sie die Tempelarbeit getan wurde. So fing ich also an.

Nachdem ich monatelang vergeblich nachgeforscht hatte, hatte ich eines Nachts einen Traum. Ich sah, wie das Bild meiner Ururgroßmutter, das bei uns im Wohnzimmer an der Wand hängt, abgenommen und mir gegeben wurde. Ich hatte bisher vergeblich nach Aufzeichnungen über sie gesucht. Aber der Traum war so lebendig, daß ich das Bild am nächsten Tag gespannt anstarrte und mich fragte, was es für mich bereithielt und warum ich es im Traum gesehen hatte.

Immer wieder zog es mich an jenem Tag zu dem Bild zurück. Langsam, aber immer stärker, spürte ich, daß ich an die Mississippi-Archive schreiben und dort um Informationen bitten sollte. Das schien zwar nicht logisch zu sein, aber ich folgte doch dem Impuls.

Eine Woche später erhielt ich die Kopie einer Urkunde, die die Geburt meiner Ururgroßmutter bestätigte und mir alle weiteren Angaben zugänglich machte, die ich brauchte. Jetzt freue ich mich darauf, für sie die errettenden heiligen Handlungen im Atlanta-Tempel an mir vollziehen zu lassen.

Ich habe auf dem Bild im Wohnzimmer früher immer nur meine Ururgroßmutter gesehen. Jetzt erinnert es mich daran, daß ich meinte, es sei unmöglich, Angaben über meine Vorfahren zu finden, der Herr jedoch mir einen Weg dazu wies. □

MEINE SCHWARZEN VORFAHREN AUSFINDIG MACHEN



Wie Carol Batey die Geschichte Brad Wilcox erzählt hat

GENAUSOVIEL ZEIT

Lindsay R. Curtis



Ich habe eigentlich immer an Gott geglaubt, das heißt solange, bis ich mich mit der Wissenschaft beschäftigt habe. Jetzt glaube ich an keine Kirche mehr." So sprach ein Freund von mir, gleichfalls Medizinstudent.

„Ich weiß, daß du dich unzählige Stunden mit der Wissenschaft beschäftigt hast", entgegnete ich. „Aber wie lange hast du dich mit den heiligen Schriften beschäftigt?"

„Ich habe sie seit meinen Kindertagen nicht mehr angeschaut", sagte er.

Präsident Harold B. Lee hat uns immer wieder von einem Mann erzählt, der Erzählungen über ein geheimnisvolles Wesen gehört hatte, das den Tempelarbeitern erschien und sie ermahnte: „Du sollst dich beeilen und einen Vorrat für ein, zwei, drei Jahre anlegen, denn die Zeit kommt, wo überhaupt keine Lebensmittel mehr produziert werden."

Der Mann fragte Präsident Lee, was er davon halte. Präsident Lee fragte zurück: „Waren Sie auf der Frühjahrs-Generalkonferenz?"

„Nein, ich konnte nicht."

„Aber Sie haben doch sicherlich gelesen, was die Brüder auf dieser Konferenz gesagt haben?"

„Nein, das habe ich nicht gelesen."

„Nun ja", sagte Präsident Lee, „auf dieser Konferenz hat der Herr uns eine Offenbarung über Vorratshaltung gegeben. Wie um alles in der Welt soll der Herr Ihnen das vermitteln, was Sie tun sollen, wenn Sie nicht da sind, wenn er es sagt, und wenn Sie sich nicht die Zeit nehmen, das Gesagte später zu lesen?" (Harold B. Lee, „The Place of the Living Prophet, Seer and Revelator", Ansprache an der Brigham-Young-Universität, 8. Juli 1964.)

Das Samenkorn wachsen lassen

Ein Zeugnis ist etwas Lebendiges. Man kann es nicht lange ohne Wasser und Pflege der Sonne aussetzen und meinen, es würde am Leben bleiben. In den Versammlungen der Kirche werden uns frisches Wasser und Sonnenschein zuteil; sie tragen dazu bei, daß sich der Same des Glaubens entwickelt und immer höher wächst und kräftiger wird. Auch die heiligen Schriften versorgen uns mit der täglichen Nahrung. Der Erretter hat uns einen weisen Rat gegeben, nämlich: „Ihr erforscht die Schriften . . .; gerade sie legen Zeugnis über mich ab." (Johannes 5:39.)

Wir betonen immer wieder, wie wichtig es ist, daß ein Untersucher das Buch Mormon liest, damit er ein Zeugnis davon erlangen kann, daß es wahr ist und damit gleichzeitig bestätigt: Joseph Smith war ein Prophet Gottes. Aber auch wir müssen das Buch Mormon immer und immer wieder lesen, um unser Zeugnis am Leben zu *halten*.

Die Verheißung, daß der Herr uns durch die Macht des Heiligen Geistes die Wahrheit kundtun wird, wenn wir das Buch Mormon „mit aufrichtigem Herzen und wirklichem Vorsatz" lesen und Glauben an Christus haben, gilt für jedes Lesen gleichermaßen. (Siehe Moroni 10:4.) Es ist notwendig, daß wir unser Zeugnis auf diese Weise immer wieder erneuern und stärken.

Wenn wir das Wort Gottes kennen wollen, müssen wir eifrig in dem forschen, was der Herr uns durch seine Propheten gesagt hat.

Erstaunt über die Weisheit eines Propheten

Ein weltbekannter Arzt und Professor an einer berühmten Universität kam einmal in mein Büro. Ich war erst ein, zwei Monate Missionspräsident. Er sagte zu mir: „Präsident, ich will mich Ihrer Kirche anschließen. Ich weiß schon, daß die Kirche wahr ist, aber ich möchte Sie noch etwas fragen: Kann ich gleichzeitig ein guter Heiliger der Letzten Tage und ein guter Arzt sein?"

Ich versicherte ihm, daß ich niemals Schwierigkeiten gehabt hatte, meinen Beruf und meine Aufgabe als Knecht des Herrn miteinander zu vereinbaren. Und dann fragte ich ihn: „Was hat Sie mit Ihrem wissen-

schaftlichen Hintergrund dazu veranlaßt, an Joseph Smith zu glauben?"

„Ich muß zugeben, daß mir die Geschichte zuerst völlig unglaublich vorkam", antwortete er. „Aber dann habe ich mir überlegt: wenn dieser Joseph Smith tatsächlich ein Prophet war, dann muß sein Werk das belegen. Ich fing also an, alles zu lesen und zu studieren, was Joseph Smith jemals geschrieben hatte.

Ich war erstaunt über die Weisheit, die dieser ungelehrte junge Mann während der kurzen Spanne seines Lebens verkündet hatte. Er hätte all das sicher nicht schreiben können, wenn er nicht das gewesen wäre, was er vorgab, nämlich ein Prophet Gottes! Nur Gott konnte ihn dahin führen."

Ich konnte nicht umhin, ihm die zweite Frage zu stellen, die sich aus meiner ersten ergab. „Wie sind Sie mit dem Buch Mormon umgegangen?"

Seine Antwort war kurz und klar: „Ich habe es gelesen und geprüft" (siehe Moroni 10:4), sagte er. „Können Sie sich eine bessere Erklärung als die von Joseph Smith denken?"

Wir stehen auf dem Prüfstand, nicht die heiligen Schriften

Für mich wurde in seiner Antwort die folgende Prämisse deutlich: Das Buch Mormon und die anderen heiligen Schriften stehen nicht auf dem Prüfstand,



sondern wir. In ihnen ist der Beweis dafür zu finden, daß sie von Gott kommen. Wenn wir sie gebeterfüllt lesen, wird uns das Zeugnis zuteil, daß sie wahr sind.

Jeden Monat finden wir im Stern aktuelle Anweisungen und Botschaften von unserem Propheten und anderen Generalautoritäten. Wenn wir wissen wollen, was der Herr von und für uns möchte, können wir hier zusätzliche Inspiration finden.

Es kommt zu oft vor, daß Mitglieder nicht mit dem Vorgehen der Kirche übereinstimmen oder sogar dagegen kämpfen, ohne sich die Mühe gemacht zu haben, herauszufinden, was der Herr zu diesem Thema sagt. Wenn wir wirklich wissen wollen, wie etwas ist – die Wahrheit –, dann studieren wir auch und befolgen den Rat, den uns die führenden Brüder durch den Geist geben.

Sie mögen die heiligen Schriften schon gelesen haben – vielleicht schon mehrmals. Aber in unserer schwierigen Zeit müssen wir erleben, wie unser Zeugnis stark gemacht und unser Glaube erneuert wird. Wir müssen dem Herrn genügend Zeit in unserem Leben einräumen.

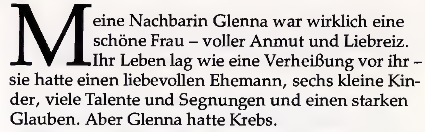
„Durch die Macht des Heiligen Geistes könnt ihr von allem wissen, ob es wahr ist." (Moroni 10:5.) Ich fordere Sie auf, sich das Schriftlesen zur Gewohnheit zu machen und dadurch die Macht des Heiligen Geistes oft zu spüren. □



Fotos von David Quinney jun.

WOZU LEID GUT IST

Sandra F. Strange



Meine Nachbarin Glenna war wirklich eine schöne Frau – voller Anmut und Liebreiz. Ihr Leben lag wie eine Verheißung vor ihr – sie hatte einen liebevollen Ehemann, sechs kleine Kinder, viele Talente und Segnungen und einen starken Glauben. Aber Glenna hatte Krebs.

Im Gegensatz dazu war meine Großmutter nicht mehr sie selbst. Sie hatte eine schwere Arthritis und konnte sich nur noch unter Schmerzen bewegen. Arteriosklerose und mehrere leichte Schlaganfälle hatten aus einer ehemals intelligenten, liebevollen Frau ein mürrisches, anspruchsvolles Wesen gemacht, das seiner selbst nicht mehr sicher war. Sie dämmerte nur noch dahin; die Zeit hatte alle Bedeutung für sie verloren. Sie verlor schnell die Orientierung und konnte sich kaum noch an ihren verstorbenen Ehemann und ihr verflossenes Leben erinnern.

Glenna, die so plötzlich aus dem Leben gerissen wurde, und Großmutter, deren Körper ihren Verstand überlebt hatte, starben beide innerhalb weniger Monate.

Das ist mittlerweile schon einige Jahre her, und ich habe seitdem immer wieder beobachten können, wie andere Menschen lange Zeit gelitten haben. Ich kann zwar keine einleuchtende Erklärung für dieses Leid geben, aber ich habe von denjenigen, die glaubensvoll und geduldig gelitten haben, viel gelernt.

Anderen liebevoll dienen

Zu den genannten Menschen gehörte auch Vida Shepherd, achtzig Jahre alt. Sie hatte Leukämie, und ihre Knochen waren extrem brüchig geworden. Sie war in einem Pflegeheim untergebracht, um die Verletzungsgefahr gering zu halten, und hatte ständig Rückenschmerzen. Außerdem litt sie unter chronischen Verdauungsbeschwerden und hatte ein schwaches Herz. Aber trotz all ihrer Probleme war sie bereit, anderen Menschen liebevoll zu dienen. Sie hatte es

sich zur Gewohnheit gemacht, immer, wenn sie körperlich dazu in der Lage war, andere Patienten im Pflegeheim zu besuchen, die ein bißchen Aufmunterung brauchten. Sie hat erzählt, wie sie einmal eine Frau besucht hat, die einen Schlaganfall gehabt hatte und nicht mehr sprechen konnte. „Ich habe mich zu ihr gesetzt und ihr die Hand gehalten und mit ihr gesprochen. Ich weiß, daß sie verstanden hat, was ich gesagt habe. Ich habe ihr einfach das Gefühl gegeben, daß ich sie mag."

Schwester Shepherd wurde vielleicht noch mehr durch das Leiden eines lieben Menschen geprüft. Ihr Mann hatte einige Jahre vor seinem Tod einen Schlaganfall erlitten und war seitdem gelähmt. Obwohl dadurch aus einem freundlichen, liebevollen Ehemann ein manchmal verletzender und gereizter Fremder geworden war, pflegte sie ihn so lange zu Hause, bis ihr eigener Gesundheitszustand das nicht mehr zuließ.

Danach fuhr sie jeden Tag wenigstens einmal den weiten Weg zum Sanatorium, um ihren Mann zu füttern und für ihn zu sorgen. Sie hat die Anforderungen und Prüfungen bestanden, die das Leben an sie gestellt hat.

Wieviel wollen wir geben?

Leidende Menschen – vor allen Dingen Menschen, die wir lieben – zwingen uns, darüber nachzudenken, wieviel wir wirklich von uns geben wollen – wieviel von unserer Zeit und unserer emotionalen und physischen Kraft wir für sie opfern wollen. Ich muß oft an meine Schwägerin Judy denken. Ihre jetzt elfjährige Tochter Stephanie ist mit einer schweren Gehirnschädigung auf die Welt gekommen. Sie kann fast nichts allein tun, und sie kann sich auch nicht mitteilen, abgesehen von bedeutungslosen Tönen. Wenn Judy ihre Tochter füttert, schiebt sie ihr geduldig Löffel um Löffel immer wieder in den Mund, weil Stephanie auch das Schlucken nicht richtig kontrollieren kann. Judy kümmert sich unablässig und liebevoll um Stephanie.

Stephanies Bedürfnisse haben in Judy viel Gutes ans Licht gebracht. Sie mußte eine Geduld und Opferbereitschaft an den Tag legen, die sie an sich vielleicht gar nicht vermutet hatte. Wenn andere leiden, kann das für uns wie ein Spiegel sein – wir sehen unsere Stärken, aber auch unsere Schwächen.

Als meine Nachbarin Glenna im Sterben lag, merkte ich, daß ich sie nur zögernd besuchen ging. Ich wußte nicht, was ich sagen sollte, und fühlte mich angesichts ihrer Schmerzen unbehaglich. Als ich meine Einstellung nach ihrem Tod überdachte, wurde mir bewußt, daß dieses Unbehagen in erster Linie von Todesfurcht und der fehlenden Bereitschaft, mir meine eigene Sterblichkeit vor Augen zu halten, bestimmt war.

Die Prioritäten im Leben ändern sich plötzlich

Wirklichen Dienst leisten wir in erster Linie wohl dann, wenn wir Menschen helfen, von denen wir uns keinen Lohn erhoffen können. Vor vielen Jahren erkrankte Mary, meine FHV-Leiterin, an schmerzhaftem Krebs. Der Sohn von Dolores, einer neuen Schwester in der Gemeinde, war an Krebs gestorben. Eingedenk ihres eigenen Erlebnisses besuchte sie Mary jeden Tag, pflegte sie und unterhielt sich mit ihr über Empfindungen, die wir nicht kannten, weil wir mit dieser Krankheit noch nicht in Berührung gekommen waren.

Marys Krankheit hat aber auch Nancy verändert, die fünf kleine Kinder hat. Sie hatte sich wie in ein Schneckenhaus zurückgezogen, und zwar aufgrund von Depressionen, Wut und Selbstmitleid wegen der Krankheit und der Familienprobleme, mit denen sie seit der Geburt ihres letzten Sohnes zu kämpfen hatte. Nancy hatte Mary gern, weil sie ihr geholfen hatte, wenn sie depressiv gestimmt war. Sie besuchte Mary oft, und als Mary zunehmend hilfloser wurde, übernahm Nancy so undankbare Aufgaben wie die Bettwäsche wechseln und Mary baden. Nachdem Mary gestorben war, gab sich Nancy weiter Mühe, ihren Mitmenschen zu dienen.

Vielleicht haben Marys Schmerzen Nancy ihre eigenen Probleme aus einer anderen Perspektive sehen lassen. Ich stelle immer wieder fest, daß ich mein Leben von einem anderen Standpunkt aus betrachte, wenn ich Menschen wie Mary, Vida und andere besucht habe. Die alltäglichen Anforderungen und Schwierigkeiten scheinen nicht mehr so wichtig zu sein. Meine Lebensprioritäten ändern sich ganz plötzlich, wenn ich sehe, wie eine Bekannte lange leiden muß. Die glühenden Farben eines Sonnenuntergangs, das Lachen meiner dreijährigen Tochter, der herrliche Friede im Tempel und der Wunsch, jeden Augenblick des Lebens voll auszukosten – all das wird für mich auf einmal viel wichtiger.

Wenn ich Menschen leiden sehe, muß ich gezwungenermaßen mehr über den Zweck des Lebens nachdenken, selbst wenn ich nicht verstehen kann, warum der eine auf wundersame Weise geheilt wird, der andere hingegen, der gleichermaßen gläubig ist, weiter leiden muß.

Wir, die wir aufgrund von Liebe oder Pflichtgefühl jene Leidenden beobachten müssen, sind manchmal unwillkürlich bestürzt wegen der scheinbaren Ungerechtigkeit von unverdientem, erdrückendem Leid. Solches Leiden wühlt uns auf. Aber es läßt auch unseren Glauben wachsen, stellt unsere Nächstenliebe auf die Probe, zwingt uns, unsere Ideale zu überdenken, und führt uns vor Augen, daß der Tod nicht ein gefürchtetes Schreckgespenst ist, sondern manchmal auch ein willkommener Freund, der unsere Lieben in eine andere Sphäre trägt, wo das Leben wieder bedeutungsvoll und erfüllt sein kann. □

WIR, DIE WIR JENE LEIDENDEN BEOBACHTEN MÜSSEN, SIND MANCHMAL BESTÜRZT WEGEN DER SCHEINBAREN UNGERECHTIGKEIT VON ERDRÜCKENDEM LEID. SOLCHES LEIDEN WÜHLT UNS AUF, LÄSST UNSEREN GLAUBEN WACHSEN, STELLT UNSERE NÄCHSTENLIEBE AUF DIE PROBE UND LEHRT UNS ETWAS.




KINDERSTERN
Oktober 1987



EINE GESCHICHTE
AUS DER HEILIGEN SCHRIFT

JESUS ERKLÄRT, WAS GLAUBEN IST

Als Jesus die Menschen belehrt hatte, stiegen er und seine Apostel eines Tages in ein Boot, um über den See von Galiläa zu fahren. Er war müde und ging zum Heck des Bootes; dort legte er sich auf ein Kissen und fiel in einen tiefen Schlaf.

Das Schiff glitt durch das Wasser, und plötzlich kam ein schrecklicher Sturm auf. Dunkle Wolken bedeckten den Himmel; der Wind und die Wellen schlugen gegen das Boot und ließen es hin- und hertanzen. Jesus aber schlief immer noch. Die Wellen drangen in das Boot, und die Jünger hatten große Angst. Sie wußten, daß sie in großer Gefahr waren. Da dachten sie daran, was für Wundertaten Jesus vollbracht hatte, und sie gingen zu ihm hin und weckten ihn und riefen: „Herr, rette uns, wir gehen zugrunde!"

Jesus fragte sie: „Warum habt ihr solche Angst?" Dann stellte er sich hin und sah in die Nacht hinaus, blickte auf die stürmische See und gebot ganz ruhig: „Schweig, sei still."

Der Wind legte sich. Die See war ruhig. Die Wellen plätscherten nur noch leise gegen das Holzboot. Jesus wandte sich seinen Jüngern zu und fragte sanft: „Wo ist euer Glaube?"

Da staunten die Jünger und fragten: „Was ist das für ein Mensch, daß ihm sogar die Winde und der See gehorchen?"

Die Jünger hatten nicht genug Glauben, um dem Sturm selbst Einhalt zu gebieten, aber sie glaubten an Jesus. Sie wußten, daß er sie vor dem schrecklichen Sturm retten konnte, und das tat er ja auch.

Ein anderes Mal betete Jesus in den Bergen, während seine Apostel mit dem Boot über den See von Galiläa fuhren. In der Nacht kam ein Sturm auf. Die Winde bliesen so stark, daß die Apostel keine Segel setzen konnten. Die unruhige See und der stürmische Wind machten das Rudern schwierig, und obwohl einige der Jünger stark und erfahrene Seeleute waren, konnten sie nur eine kurze Strecke rudern. Sie merkten, daß sie sich in großer Gefahr befanden.

Während Jesus in den Bergen betete, wurde ihm die Gefahr bewußt, in der die Jünger schwebten, und er ging hin, um ihnen zu helfen.

Die Apostel, die in der Dunkelheit mit ihrem Boot kämpften, sahen plötzlich jemand über das Wasser auf sich zukommen. Zuerst hatten sie Angst, es könnte ein Gespenst sein.

Da aber hörten sie Jesu vertraute Stimme rufen: „Habt Vertrauen, ich bin es; fürchtet euch nicht."

Als sie sahen, daß es Jesus war, hatten sie keine Angst mehr. Sie wußten, daß er gekommen war, um ihnen zu helfen.

Petrus rief: „Herr, wenn du es bist, so befiehl, daß ich auf dem Wasser zu dir komme."

Jesus sagte: „Komm!"

Da stieg Petrus aus dem Boot und ging auf Jesus zu. Sein starker Glaube trug dazu bei, daß er auf dem Wasser genauso sicher gehen konnte wie auf dem Land. Aber als der starke Wind ihn umblies und die Wellen auf- und abwallten, da wurde sein Glaube schwach, und er bekam Angst. Und als er anfing zu zweifeln, da ging er unter.

Er schrie: „Herr, rette mich!"

Jesus streckte sofort die Hand aus und ergriff Petrus. „Du Kleingläubiger, warum hast du gezweifelt?"

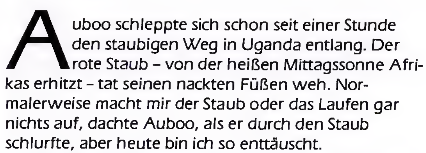
Dann nahm er Petrus bei der Hand und ging mit ihm auf das Schiff zu. Als sie an Bord stiegen, hörte der Wind auf, und die stürmische See beruhigte sich.

Da fielen die Apostel vor Jesus nieder und sagten: „Wahrhaftig, du bist Gottes Sohn." ☐

Diese Begebenheiten stehen in Matthäus 8:23–27; 14:22–32; Markus 4:35–41; Lukas 8:22–25 und Johannes 6:16–21.

EIN HEMD FÜR AUBOO

Seletha Brown



Auboo schleppte sich schon seit einer Stunde den staubigen Weg in Uganda entlang. Der rote Staub – von der heißen Mittagssonne Afrikas erhitzt – tat seinen nackten Füßen weh. Normalerweise macht mir der Staub oder das Laufen gar nichts auf, dachte Auboo, als er durch den Staub schlurfte, aber heute bin ich so enttäuscht.

Er seufzte vor Erleichterung, als er auf den Weg einbog, der zur Strohhütte führte, wo er wohnte. Seine Mutter war draußen und beugte sich über ein offenes Feuer. Als er an jenem Morgen aufgebrochen war, um sich in der neuen Schule anzumelden, hatte Mama gelächelt und ihm auf die Schulter geklopft. „Du wirst aus den sprechenden Büchern lernen", hatte sie voller Gewißheit gesagt.

„Beeil dich, Auboo", rief Mama. „Der Fisch ist fertig."

Stumm nahm Auboo den Fisch, den sie ihm reichte. Er setzte sich auf einen Baumstamm und fing an, unlustig an dem Fisch herumzukauen.

Mama sah ihn an. „Seit dem Morgengrauen hast du nichts gegessen und hast trotzdem keinen Appetit?", fragte sie.

„Ich kann doch nicht zur Schule gehen." Die Tränen saßen ihm in der Kehle und machten seine Stimme rauh.

„Aber warum denn nicht", fragte Mama und setzte sich neben ihn.

„Weil der Lehrer gesagt hat, daß man in der Schule ein Hemd anziehen muß. Und ich habe kein Hemd."

„Und ich habe keinen Stoff und auch kein Geld", sagte Mama und wandte sich ab.

Auboo schluckte den Kloß herunter, der ihm fast die Luft abzuschnüren schien. „Ich bin müde", sagte er und ging zur Hütte. Seine Enttäuschung und seine Wut waren so groß, daß er sich Luft machen mußte.

„Ich brauche ihre doofen Bücher gar nicht", sagte er und stieß einen Korb mit dem Fuß an. Der Korb fiel um, und sein Inhalt rollte auf den Boden.

Als Auboo anfing, die verstreuten Gegenstände

aufzulesen, fühlte er etwas Weiches. Vielleicht ist das Stoff für ein Hemd, dachte er und spürte einen Funken Hoffnung. Aber es war nur ein schmaler Streifen aus braunem Material, der um etwas Hartes gewickelt war.

Auboo wickelte den Gegenstand aus und fand eine alte Esaaka (einen Holzhammer). Er war ein paar Zentimeter breit und ziemlich schwer. Auboo ließ die Finger über die scharfen Kanten gleiten, während er zurückdachte.

„Das ist Großvaters alte Esaaka", flüsterte er.

Er konnte sich noch daran erinnern, wie Großvater vor langer, langer Zeit irgend etwas mit diesem Hammer bearbeitet hatte, bis es so aussah wie das Stoffstück, das er in der Hand hielt.

„Mama, Mama", rief er. „was hat Großvater mit diesem Hammer bearbeitet, um dieses Stoffstück zu machen?"

„Die innere Rinde des wilden Feigenbaums", erwiderte die Mutter und sah sich das Stoffstück an. Plötzlich fingen ihre Augen an zu leuchten, denn ihr war klargeworden, was Auboo da entdeckt hatte.

„Ja Mama, jetzt weiß ich es auch wieder! Das Stoffstück stammt von den Bäumen, die am Zaun stehen."

Auboo rannte zu den Bäumen und sah sich den ersten ganz genau an. „Hier kann man noch die Narben sehen, wo Großvater die Rinde weggeschnitten hat", schrie er. „Mama, hilfst du mir, die Rinde aufzuschneiden und Stoff daraus zu machen?"

Mama kam herbeigelaufen und sah sich auch den Baum an.

„Ja, ich weiß noch, wie Großvater das gemacht hat. Zuerst müssen wir den Stamm ringsherum einschneiden und die äußere Rinde abmachen. Dann müssen wir das weiche Innere herausschälen und es mit dem Hammer bearbeiten. Aber das Hämmern ist sehr anstrengend."

„Ich habe kräftige Arme", sagte Auboo stolz. Er und seine Mutter schnitten die alte Rinde ein und schälten sie ab, bis das Innere zum Vorschein kam.

Am nächsten Morgen stand Auboo schon früh auf und schnitt tief in den Baum ein, knapp über seinem Kopf und ungefähr dort, wo seine Knie waren. Dann holten er und Mama mit dem Messer das Innere heraus und legten es auf den Baumstamm, der vor ihrer Hütte lag.

Mama sagte: „Während du hämmerst, muß ich den Baumstamm mit frischen Bananenblättern umwickeln, um ihn vor der Sonne zu schützen. Heute abend hole ich Schlamm aus dem Fluß und streiche ihn über die Blätter. Der Baum bekommt dann eine neue Rinde und ist wieder stark."

Auboo breitete die innere Rinde auf dem Baumstamm aus, nahm die Esaaka und fing an zu hämmern. Als der Hammer auf die Rinde schlug, wurde sie flach und breiter. Nach einer Weile war die Rinde doppelt so breit wie vorher, aber immer noch nicht breit genug für ein Hemd.

Auboo machte eine Pause und rieb sich die schmerzenden Schultern und den Arm. Dann fing er wieder an zu hämmern. Gegen Abend sagte Mama: „Für heute ist es genug. Wickle die Rinde in frische Bananenblätter, damit sie weich bleibt. Morgen halten wir dann die Rinde zwischen uns und ziehen sie lang. Wenn du danach noch weiterhämmerst, ist sie fünfmal so groß wie zu Anfang."

„Groß genug für ein Hemd?"

„Ja, groß genug für ein Hemd aus dem gleichen Material wie die Kleidungsstücke, die unsere Könige einst getragen haben", sagte Mama stolz.

„Mama, du machst doch Spaß!"

„Nein, das stimmt. Vor langer, langer Zeit durften nur Könige Kleidungsstücke aus Rindenstoff tragen."

Auboo wickelte seine Rinde vorsichtig in die Blätter. „Es fühlt sich schon richtig wie Stoff an", sagte er.

Dann legte er seinen Schatz neben sein Strohlager, damit über Nacht nichts damit passieren konnte. Und er lächelte, als er daran dachte, daß er in die Schule gehen und Bücher lesen würde. □

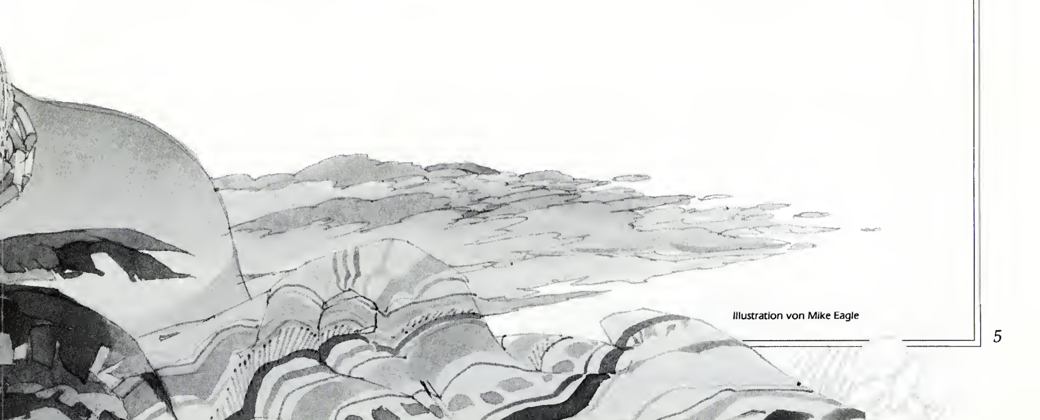


Illustration von Mike Eagle

WELCHER PROPHET IST DAS?

Jennavee Allgrunn

1 – er wurde am 8. September 1873 geboren
– er war Lehrer
– er ging nach Schottland auf Mission
– er sagte: „Jedes Mitglied ein Missionar"

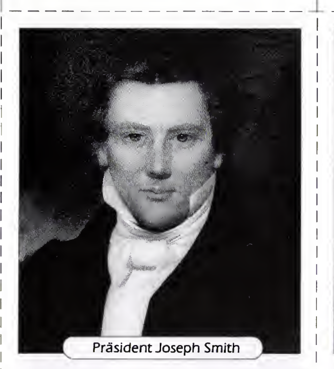
2 – er wurde am 22. November 1856 geboren
– er lernte Baseballspielen, indem er Stunden über Stunden übte und nicht aufgab
– er gründete die erste Mission in Japan
– er war der erste Prophet, der im Radio gesprochen hat

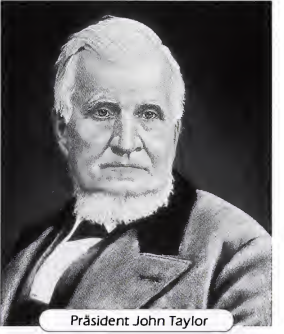
3 – er wurde am 23. Dezember 1805 geboren
– er war der erste Prophet in den Letzten Tagen
– er sah Gott Vater und Jesus Christus im heiligen Wald
– er gab sein Leben für das Evangelium hin

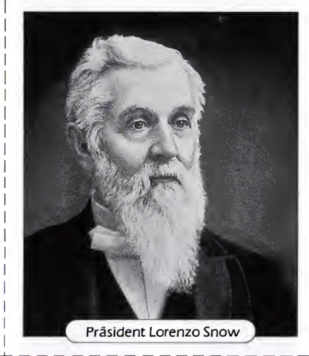
4 – er wurde am 3. April 1814 geboren
– er gehörte zu den ersten Missionaren, die das Evangelium in Italien verkündeten
– er forderte die Mitglieder auf, den vollen Zehnten zu zahlen
– er war der fünfte Präsident der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage

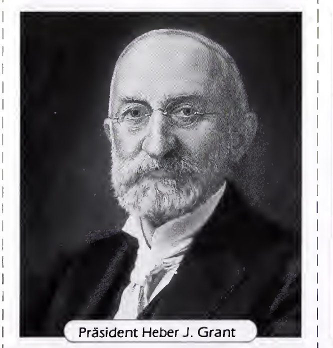
5 – er wurde am 4. August 1899 geboren
– er lud einen Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika zum Familienabend ein
– er bereiste nach dem Zweiten Weltkrieg Europa, um denen zu helfen, die Hilfe brauchten
– er wurde nach seinem Urgroßvater benannt, der in der Anfangszeit der Kirche Apostel war

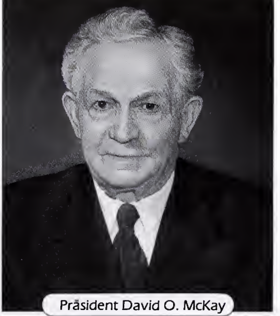
6 – er wurde am 1. November 1808 geboren
– er war mit Joseph Smith in Carthage im Gefängnis
– er blieb dank einer Taschenuhr am Leben
– er war Präsident der Kirche, als die PV gegründet wurde □

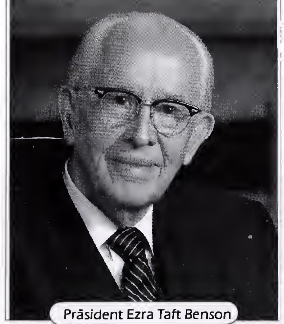

Präsident Joseph Smith


Präsident John Taylor


Präsident Lorenzo Snow


Präsident Heber J. Grant


Präsident David O. McKay


Präsident Ezra Taft Benson

Antwort: 1. Präsident David O. McKay, 2. Präsident Heber J. Grant, 3. Präsident Joseph Smith, 4. Präsident Lorenzo Snow, 5. Präsident Ezra Taft Benson, 6. Präsident John Taylor

WAS WÜRDEST DU TUN?

Es gibt Zeiten in unserem Leben, wo wir für das einstehen müssen, woran wir glauben. Manche haben das schon erlebt. Jetzt könnt ihr feststellen, wie es mit euch steht und ob ihr euren Freunden helfen könnt, indem ihr ihnen zeigt, was ein guter Heiliger der Letzten Tage ist.

1. Du bist am Sonntag zu einer Geburtstagsfeier eingeladen. Du weißt, daß eine Geburtstagsfeier immer viel Spaß macht und möchtest gerne hingehen. Aber die Feier findet ausgerechnet zur gleichen Zeit wie die Versammlungen



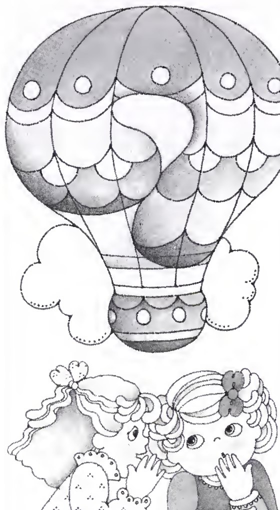
der Kirche statt. Was würdest du tun?

a) Ein Geburtstagsgeschenk hinschicken und gratulieren und erklären, daß du gerne kommen würdest, aber den Sabbat in Ehren halten mußt.

b) Deinem Freund oder deiner Freundin sagen, daß er oder sie den Sabbat nicht heilighält und daß man am Sonntag nicht Geburtstag feiern darf.

c) Zur Geburtstagsfeier gehen.

2. Du bist in der Schule mit deinen Freunden zusammen. Sie wissen nicht viel über Religion und





sagen etwas Falsches über die Kirche. Was würdest du tun?

a) Verlegen werden und nichts sagen.

b) Ihnen sagen, daß du zu den Heiligen der Letzten Tage gehörst und daß sie deiner Meinung nach falsch informiert sind. Sie fragen, ob sie wissen wollen, was die Mormonen wirklich glauben. Wenn sie Interesse haben, deine Eltern bitten, dafür zu sorgen, daß die Missionare dort einmal vorbeigehen.

c) Ihnen sagen, daß andere Kirchen auch ihre Fehler haben.

3. Deine Freunde fragen, ob du mit ihnen einen Film anschauen



gehst, der nach Ansicht deiner Eltern für Kinder nicht geeignet ist. Ihre Eltern haben nichts dagegen. Was würdest du tun?

a) Deinen Freunden sagen, daß du strenge Eltern hast, die dich nicht gehen lassen.

b) Deinen Freunden sagen, daß der Film schlecht ist und daß sich ihre Eltern erst einmal besser informieren sollen, ehe sie ihre Kinder in einen Film gehen lassen.

c) Deinen Freunden sagen, daß du gehört hast, dieser Film sei nicht für Kinder geeignet und daß du lieber in einen anderen Film gehen würdest. Du schlägst andere Filme vor, in die ihr gehen könntet.

4. Du bist auf einer Party, und deine Freunde fangen an, Geschichten und Witze zu erzählen,



die dir ein schlechtes Gefühl vermitteln. Was würdest du tun?

a) Zuhören und mitlachen, damit deine Freunde glauben, dir würden die Geschichten gefallen.

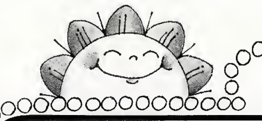
b) Das Thema wechseln oder ein Spiel vorschlagen, das allen Spaß macht.

c) Ihnen sagen, daß du aus dem Zimmer gehst und deine Eltern anrufst, damit sie dich abholen, wenn sie weiter solche Geschichten erzählen.

WAS WÜRDEST DU TUN?

Wenn du dich für die Antworten 1 a, 2b, 3c und 4b entschieden hast, hast du eine starke Überzeugung, weißt, wie du für das, was du glaubst, einstehen kannst, ohne andere zu verletzen und kannst durch dein Vorbild ein guter Missionar sein. □

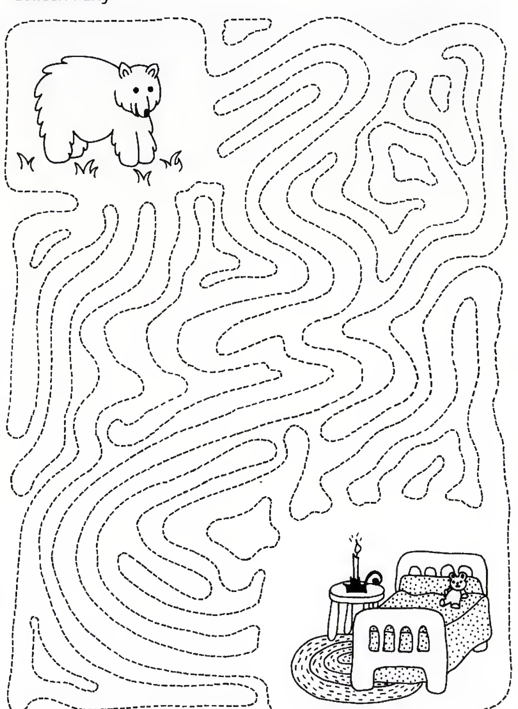
Illustrationen von Julie F. Young



DAS MACHT SPASS

BÄRENLABYRINTH

Wie kommt der Bär zu seinem Bett?
Colleen Fahy



PROPHETEN UND DAS WETTER

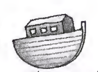
Susan Meeks

In den heiligen Schriften lesen wir oft, daß Propheten für außergewöhnliches Wetter gesorgt haben. Weißt du, von welchen Propheten hier die Rede ist?

1. Während der Regierungszeit des schlechten Königs Ahab sorgten die Gebete dieses Propheten des Alten Testaments dafür, daß es drei Jahre und sechs Monate nicht regnete. (Siehe 1 Könige 17:1.)

2. Als der Pharao sich weigerte, die Israeliten freizulassen, ließ dieser Prophet des Alten Testaments Donner und Hagel über Ägypten kommen. (Siehe Exodus 9:23.)

3. Als dieser Prophet des Buches Mormon auf einem Schiff war, fesselten seine Brüder ihn und riefen damit einen furchtbaren Sturm hervor, so daß das Schiff beinahe gesunken wäre. (Siehe 1 Nephi 18:10–15.)



DIE FLAGGENSCHWENKERINNEN

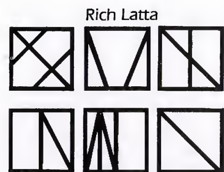
Roberta L. Fairall
Welche beiden Mädchen sind gleich?

ZÄHLRÄTSEL

Rich Latta

1. In welcher Zeichnung findest du 5 Dreiecke, 5 Rechtecke und 1 Quadrat?

2. In welcher Zeichnung findest du 4 Dreiecke, 2 Rechtecke und 1 Quadrat?





WIR BRAUCHEN IN DER TAT MEHR HIRTEN FÜR DIE GRÖSSER WERDENDE HERDE. ZU DIESEN BRÜDERN UND SCHWESTERN GEHÖREN VIELE, DIE SOLCHE HIRTEN UND LEITERINNEN WERDEN.

„WEITERHI

Elder Neal A. Maxwell vom Kollegium der Zwölf

In den vergangenen Monaten haben die Brüder immer wieder von den „weniger aktiven" Mitgliedern gesprochen und damit die Brüder und Schwestern bezeichnet, die wir voll in die Kirchenaktivitäten und -programme einbeziehen müssen. Diese Bezeichnung enthält weniger ein Urteil, dafür um so mehr eine Einladung. Außerdem ist sie genauer. Es gibt nämlich Studien, aus denen hervorgeht, daß viele dieser Brüder und Schwestern guten Willens und positiv zur Kirche eingestellt sind. Viele sind weitaus eher bereit, über das Evangelium zu sprechen, als wir vielleicht meinen, und betrachten die derzeitigen Umstände als vorübergehend. Sie haben die Absicht, später wieder richtig aktiv zu werden. Ein Freund, der einige Zeit gebraucht hatte, um sich für die Rückkehr bereit zu machen, hat folgendes gesagt, als wir uns im Siegelungsraum umarmt haben: „Ich habe es geschafft." Er wußte, was es bedeutet, zurückzukommen.

Die Grundprinzipien sind die gleichen

Es darf uns nicht überraschen, daß die Grundprinzipien bei den Studien über die jungen Männer der Kirche, die Missionsarbeit und jetzt über die weniger aktiven Brüder und Schwestern gleich sind: liebevolle und vertrauenswürdige zwischenmenschliche Beziehungen, die Erkenntnis, daß wir das lehren, was wir sind, und das Bewußtsein, daß wir gerade in ungezwungenen Situationen Erfolge zu verzeichnen haben, wo wir einfache, direkte und liebevolle Gespräche führen können.

Für mich ist die folgende Schriftstelle grundlegend. Der auferstandene Jesus hat uns ganz deutlich unsere Aufgabe und unsere Grenzen vor Augen gehalten:

„Doch sollt ihr ihn nicht aus euren Synagogen und euren Anbetungsstätten ausstoßen, denn so jemandem *sollt ihr auch weiterhin dienen; denn ihr wißt nicht, ob sie nicht zurückkommen und Umkehr üben und mit voller Herzensabsicht* zu mir kommen und ich sie heilen werde; und *ihr werdet das Mittel sein, um ihnen die Errettung zu bringen.*" (3 Nephi 18:32; Hervorhebungen vom Verfasser.)

„Nicht ausstoßen" ist für sich genommen aber keine angemessene Reaktion; wir müssen vielmehr Platz für sie schaffen und sie bei uns aufnehmen. Und wir müssen ihnen „auch weiterhin dienen", denn für manche sind wir „das Mittel, um ihnen die Errettung zu bringen". Da ist es kein Wunder, daß es hier kein neues Programm gibt. Hier geht es vielmehr um ein Prinzip, nämlich daß wir das zweite große Gebot dem Sinne nach regelmäßig befolgen.

Wir wünschen uns für diese Brüder und Schwestern von ganzem Herzen, daß sie heute in die Kirche kommen und mithelfen, die Kirche von morgen zu prägen, und sich der besonderen Segnungen zu erfreuen, die wir erhalten haben.

„Und es begab sich: Ich, Nephi, sah, wie die Macht des Lammes Gottes auf die Heiligen der Kirche des Lammes herabkam, ebenso auf das Bundesvolk des Herrn, das über die ganze Erde zerstreut war; und sie wurden mit Rechtschaffenheit und mit der Macht Gottes in großer Herrlichkeit ausgerüstet." (1 Nephi 14:14.)

Uns werden schon besondere Segnungen zuteil, wenn wir uns nur versammeln:

„Damit die Sammlung im Land Zion und in seinen



DIE KIRCHE WIRD VON ETWA 13,5 PROZENT DER MITGLIEDER IN GANG GEHALTEN.
WIR BRAUCHEN IN DER TAT MEHR HIRTEN FÜR DIE GRÖSSER WERDENDE HERDE.

N DIENEN"

Pfählen Schutz bewirke und eine Zuflucht vor dem Sturm und vor dem Grimm, wenn dieser unvermischt über die ganze Erde ausgegossen werden wird." (LuB 115:6.)

Einsam in der Menge

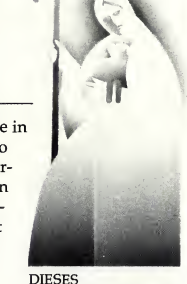
Unseren Freunden ist es ziemlich gleichgültig, was wir wissen, solange sie nicht wissen, daß sie uns nicht gleichgültig sind. Diejenigen, die geistig einsam sind, brauchen besondere Zuwendung, denn es ist ja möglich, daß man hungrig ist, selbst wenn genug zu essen da ist, und daß man in der Menge einsam ist – einsam sogar in der Kirche!

Ein Pfahlpräsident, der es leid geworden war, immer wieder über diese Aufgabe zu sprechen – denn Sprechen kann ja ein Ersatz für Tun werden –, vertagte seine Hoheratssitzung und ging mit dem HP-Gruppenleiter einen weniger aktiven Bruder besuchen. Als sie wieder gingen, hatten sie geweint und eine Berufung ausgesprochen.

Wie oft muß jemand auf Hilfe warten, bis wir ihn kennen! Wie viele tausend Miglieder, deren Adresse unbekannt ist, sind niemals richtig bekehrt und eingegliedert worden? Wenn wir uns um diese Mitglieder kümmern, müssen wir sie genau wissen lassen, *wie sehr wir sie wirklich brauchen*. Die Kirche wird von etwa 13,5 Prozent sämtlicher Mitglieder in Gang gehalten; das ist der Anteil der erwachsenen Männer, die das Melchisedekische Priestertum tragen und aktiv sind. Von allen Bekehrtentaufen sind nur 30 Prozent Männer. Und davon erhalten bis zu 75 Prozent nie das Melchisedekische Priestertum! Gleichermaßen erhalten die meisten jungen Männer, die bekehrt werden, niemals das Melchisedekische Priestertum.

Wir brauchen mehr Hirten

Das führt dazu, daß die Kirche in manchen Gegenden einem Auto ähnelt, das nur mit einem Motorradmotor betrieben wird. Stellen Sie sich vor, wie die Kirche *weltweit* dastünde, wenn 50 Prozent unserer erwachsenen Brüder das Melchisedekische Priestertum trügen und aktiv wären!



DIESES BEDINGUNGSLOSE ANERKENNEN, LIEBEN UND DIENEN WERDEN NIE DEUTLICHER SPÜRBAR ALS DANN, WENN DIE WELT EINES MENSCHEN ERSCHÜTTERT WIRD.

Wir brauchen in der Tat mehr Hirten für die größer werdende Herde. Zu denjenigen, über die wir heute sprechen, gehören viele, die solche Hirten und Leiterinnen werden.

Auf andere zugehen

Wir dürfen nicht da stehenbleiben, wo sich die Kirche augenblicklich befindet. Es ist dort nicht mehr sicher! Es ist an der Zeit, daß wir auf andere zugehen, ehe es zu spät ist!

Es hängt so viel davon ab, daß wir Nachbarn sein und dienen können!

Ich glaube, es war Gandhi, der gesagt hat, daß jemand, der im Besitz der absoluten Wahrheit ist, lieben muß. Sonst – so habe ich es beobachtet – werden sowohl der Überbringer der Botschaft als auch die Botschaft ad absurdum geführt.

Dieses bedingungslose Anerkennen, Lieben und Dienen werden nie deutlicher spürbar als dann, wenn es um einen Todesfall, eine Scheidung, berufliche Veränderungen, eine Krankheit oder eine Veränderung in der Familie geht – wenn die Welt eines Menschen auf irgendeine Weise erschüttert wird. Es ist so oft der Fall, daß uns derartige Ereignisse in eine Stimmung versetzen, wo wir, um mit Alma zu sprechen, bereit sind, „das Wort zu vernehmen". (Alma 32:6.)

Ich möchte noch einmal auf das verweisen, was Jesus gesagt hat: „Denn so jemandem sollt ihr auch weiterhin dienen; denn ihr wißt nicht, ob sie nicht zurückkommen und Umkehr üben . . . und ihr werdet das Mittel sein, um ihnen die Errettung zu bringen."

Der auferstandene Jesus, der ja auf der Erde einen vollkommenen Dienst geleistet hatte, gibt uns diesen Rat, der den Stil und das Wesen seiner Führerschaft widerspiegelt, und hält uns vor Augen, daß wir nicht wissen, wer zurückkommen und Umkehr üben wird. Beachten Sie bitte, daß hier die folgende Reihenfolge genannt wird: Zuerst die Rückkehr und dann die Vollendung dieser Wandlung in einer liebevollen, helfenden und dienenden Umgebung. Der Herr hat gesagt, er werde sie heilen, aber *„ihr werdet das Mittel sein, um ihnen die Errettung zu bringen"*. Das ist eine wunderbare Schriftstelle, voller Weisheit, Führung und Trost. Wir dürfen nicht vergessen, daß viele in der Kirche, die noch kein Zeugnis davon haben, daß Jesus der Christus ist, an die Worte derjenigen von uns glauben müssen, die wissen. (Siehe LuB 46:13,14.)

Mögen wir uns so verhalten, daß wir glaubhaft sind. Mögen wir würdig sein, trotz unserer offensichtlichen Unvollkommenheiten bei der Vervollkommnung der Heiligen mitzuhelfen. ☐



Das Missionsbüro in Ostdeutschland

Bruder und Schwester Stover adoptierten Heidi und Brigitte, zwei deutsche Mädchen.

Präsident Stover baute vier Versammlungshäuser und das Missionsbüro mit eigenen Mitteln.

Gemeindehaus Berlin-Dahlem

Präsident Stover mit den Missionaren

Kartoffeln für ein Wohlfahrtsprojekt in Berlin.

Seine Holzsschuhe knirschten auf den Schotterwegen und klapperten durch die gepflasterten Gassen von Bremerhaven, wenn er morgens zur Schule ging. Walter Stover trug Holzsschuhe, weil sie nur 50 Pfennig das Paar kosteten und das Geld knapp war.

Der Junge hatte es nicht leicht im Leben. Er war noch klein, als seine Mutter starb. „Mein Vater war die letzten drei Jahre seines Lebens bettlägerig", erinnert sich der heute Siebenundachtzigjährige. „Ich mußte schon sehr früh bei der Landarbeit mithelfen." Als Walter elf war, starb auch der Vater. Mit vierzehn kam er bei einem Schlossermeister in die Lehre; mit sechzehn wurde er zum Militär eingezogen und kämpfte im Ersten Weltkrieg als Artillerist auf den Schlachtfeldern von Frankreich und Belgien.

Ein Engel, ein Buch und eine Verheißung

Nach dem Krieg eröffnete er eine Polstermöbel- und Matratzenfabrik und heiratete Martha Bohnenstengel. Man schrieb das Jahr 1923, als zwei junge Männer bei ihm an die Tür klopften: Elder Wayne Kartchner und Elder Otto Andre. In gebrochenem Deutsch erzählten sie ihm von einem jungen Mann namens Joseph Smith, von einem Engel, einem Buch und einer Verheißung.

Walter und Martha Stover wurden an einem kalten Novembertag mitten in der Nacht in der Warthe getauft. Die heilige Handlung mußte wegen der Feindseligkeiten gegen die Mormonen nachts vollzogen werden. Bruder Stover wurde Zweigpräsident des Zweiges Landsberg. Die dreißig Mitglieder der Gemeinde versammelten sich in seiner Fabrik.

Auf den Ruf hin, sich mit den Heiligen in Zion zu sammeln, wanderten die Stovers 1926 nach Utah aus.

MIT OFFENER HAND

WALTER STOVER
EIN LEBEN VOLLER FREIGEBIGKEIT

Melvin Leavitt

Schwester Stover fand Arbeit als Hemdennäherin für 7,50 Dollar die Woche. Bruder Stover arbeitete für 20 Dollar wöchentlich in einer Matratzenfabrik. 1929 gründeten sie die Stover Bedding and Mattress Company, einen Betrieb, der Bettzeug und Matratzen herstellte.

Bruder Stovers Geschäft blühte, und er war bald für seine Freigebigkeit und Barmherzigkeit bekannt. Er war nicht geizig mit seinen materiellen Gütern, und gab auch von sich selbst. Er mag es nicht, wenn man von seinen guten Taten redet, aber es ist eine Tatsache, daß durch seine Hilfe manche Last leichter und manches Leben froher wurde.



Kriegswirren

Währenddessen zogen sich über seinem eigenen Leben dunkle Wolken zusammen, als in Europa wieder Krieg drohte. Bald schossen die Söhne der alten Heimat und der neuen Wahlheimat aufeinander – auf denselben Schlachtfeldern, auf denen er als junger Soldat gekämpft hatte. Als die Kanonen des 2. Weltkriegs endlich verstummten, erwachte Deutschland in einer Welt voll Hunger, Krankheit und Verzweiflung. Die Städte lagen in Schutt und Asche, Millionen waren obdachlos. Es gab so gut wie keine Lebensmittel, keine Bekleidung, keinen Brennstoff, und tagtäglich starben Menschen aus Mangel am Notwendigsten.

Glaubenstreue Heilige der Letzten Tage hatten mit den übrigen Deutschen mitgelitten. Etliche waren durch Bombenangriffe umgekommen, viele hatten auf den Schlachtfeldern ihr Leben gelassen, und andere befanden sich in Kriegsgefangenschaft.

Aber die Liebe, die die Heiligen in den letzten Kriegstagen und in der bitteren Zeit danach füreinander aufbrachten, grenzte an ein Wunder. Sie teilten miteinander Lebensmittel, Unterkunft und ihren Glauben. Die deutschen Priestertumsführer setzten sich sehr dafür ein, um die Mitglieder mit allem zu versorgen, was aufzutreiben war.

Aber es kam die Zeit, wo es nichts mehr zu teilen und zu kaufen gab. Ende 1946 wurde die Lage besonders schlimm. Einer der kältesten Winter der Geschichte stürmte durch die zerbombten Städte des Nordens. Die Heiligen versammelten sich in ungeheizten Gebäuden und konnten es nicht fassen, wie das Wasser in den Abendmahlsbechern gefror.

Rückkehr nach Deutschland

Elder Ezra Taft Benson vom Rat der Zwölf war Anfang 1946 nach Europa gekommen, um festzustellen, was gebraucht wurde, und um die Lieferung von Hunderten von Tonnen Lebensmittel vorzubereiten, die von den Gemeinden und Pfählen der Kirche gespendet worden waren. Im Herbst dieses Jahres, gerade als die Not am größten war, begann die Lieferung von Hilfsgütern nach Deutschland.

Und schon bald nachdem die Wohlfahrtslieferungen anliefen, sandte die Kirche ein weiteres großes Geschenk nach Deutschland: einen Mann voller Glauben, voller Liebe und Barmherzigkeit, voller Stärke und Demut, der längst seinen Holzschuhen entwachsen war, aber die Liebe zu seinem Geburtsland nie verloren hatte. Walter Stover wurde als Präsident der Ostdeutschen Mission berufen.

Von seinem eigenen Geld kaufte er zwei Waggonladungen Lebensmittel und andere Hilfsgüter und nahm sie nach Deutschland mit. Auch seinen grünen Pontiac nahm er mit.

Präsident Stover wurde in einer Versammlung als Missionspräsident bestätigt, in der Elder Benson den Vorsitz führte. Diese Versammlung fand in einer ausgebombten Schule in Berlin statt. Nach der Versammlung kamen Mitglieder zu Elder Stover und schilderten ihm, daß sie ihre Häuser, Felder, ihren ganzen Besitz verloren hatten. „Nur unser Zeugnis haben wir behalten.“

Distriktskonferenzen

Es gab acht Distrikte in der ostdeutschen Mission. Präsident Stover hielt dort eine Reihe von Distriktskonferenzen ab und sammelte die übriggebliebenen Heiligen. Viele Gemeinden hatten sich völlig aufgelöst. In manchen gab es nur noch Frauen und Kinder. Die Männer waren gefallen oder in Gefangenschaft. Die Leute mußten ihre spärlichen Schwarzbrotrationen mit wildwachsenden Kräutern aufbessern, um zu überleben. Die Mitglieder kamen scharenweise zu den Konferenzen. Ihr Hunger nach Geistigem war ebenso groß wie der Hunger auf Eßbares. Immer wieder fuhr Präsident Stover in seinem grünen Pontiac nach Ostdeutschland, um als Hirte einer zerstreuten und heimgesuchten Herde geistige und materielle Hilfe zu bringen.

Diese Fahrten waren nicht ungefährlich. Er wurde sogar einmal festgenommen, weil man ihn für einen Spion hielt. Man ließ ihn wieder laufen. Präsident George Albert Smith hatte ihm verheißen, daß der Widersacher keine Macht über ihn haben würde, solange er seine Pflicht täte, und diese Verheißung hat sich viele Male bewahrheitet.

Ständig versorgte er die Heiligen mit Kleidern und Essen aus dem Wohlfahrtsfonds der Kirche und manchmal mit Gütern, die er selber kaufte. Familien, die ohne seine Hilfe verhungert oder erfroren wären, bekamen von ihm Kleidung, Lebensmittel und Decken.

„Das Schönste von allem"

Mitglieder der Kirche aus aller Welt spendeten für die Rettung der deutschen Heiligen. Präsident Stover bezeichnet diese Erfahrung als „das Schönste von allem, das Erhebendste, was ich in meiner ganzen Zeit in der Kirche sehen durfte." Es begann bei einem Besuch in Holland, wo er das Leid der deutschen Mitglieder plastisch schilderte. Cornelius Zappey, der Präsident der Niederländischen Mission, war so erschüttert, daß er die holländischen Mitglieder aufforderte, in ihren Gärten Kartoffeln zu pflanzen – für die Deutschen, ihre früheren Feinde. Die Mitglieder folgten seinem Aufruf mit Begeisterung, und im November 1947 schickten sie 54 Tonnen Kartoffeln nach Deutschland, zusammen mit 96 Faß Heringen. 1949 erfolgte eine zweite Sendung von 54 Tonnen Kartoffeln.

Präsident Stovers persönliche Großzügigkeit gegenüber den Heiligen wurde bald zur Legende. Er baute auf eigene Kosten zumindest vier Gemeindehäuser. Einmal buchte er einen ganzen Eisenbahnzug, um Mitglieder aus der Ostzone zu einer Konferenz in den amerikanischen Sektor Berlins zu bringen. Ein andermal kauften er und der westdeutsche Missionspräsident zu Weihnachten von der US-Armee Schokolade für die Kinder der Kirche in ganz Deutschland, einen Riegel für jedes Kind. Von da an hieß er bei den Kindern „der Schokoladenonkel".

Am Ende von Präsident Stovers Mission adoptierten er und seine Frau zwei deutsche Kinder, Heidi und Brigitte.

Präsident Stover hat miterlebt, wie der kalte Krieg begann, wie der Eiserne Vorhang quer durch Europa gezogen wurde, wie die Besuche bei den Heiligen in Ostdeutschland immer schwieriger und seltener wurden. Aber er arbeitete unermüdlich weiter, um seinem Volk in jeder nur möglichen Weise zu dienen.

Nach der Entlassung im Jahr 1951 spendete Bruder Stover in Salt Lake City weiter. Er gab vielen verarmten Immigranten Arbeit und half in aller Stille unzähligen weiteren. Er vermied die Öffentlichkeit, hörte aber nie auf zu geben. Die Studenten, die heute ein Studentenheim an der Brigham-Young-Universität bewohnen, stehen im Genuß eines kleinen Teils seiner Großzügigkeit: er spendete die Matratzen für den gesamten Gebäudekomplex.

Daneben hat er viele Berufungen in der Kirche erfüllt, sowohl in der eigenen Gemeinde als auch in Komitees auf höchster Ebene der Kirche. Dienen war wohl der einzige Lebensinhalt, den er kannte, und Möglichkeiten dazu fand er überall. Präsident Ezra Taft Benson hat über ihn gesagt: „Bruder Walter Stover, den ich seit mehr als vierzig Jahren kenne und liebe, ist ein Mann ohne Falsch und ein vorbildlicher Heiliger der Letzten Tage." Präsident Thomas S. Monson hat gesagt: „Walter Stover hat sein Alles gegeben, und zwar auf die Weise des Herrn: in aller Stille, ohne viel Aufhebens und ohne sich einen Namen zu machen."

Walter Stover hat sein ganzes Leben dem Aufbau



Zions gewidmet und sich um die Bedürfnisse der Kinder seines Vaters gekümmert. Er könnte heute ein sehr reicher Mann im weltlichen Sinne sein. Er könnte Grundstücke, Villen und einen großen Wagenpark besitzen. Statt dessen hat er sein Geld und sein Leben für seine Mitmenschen und für das wiederhergestellte Evangelium gegeben. Anstatt reich an materiellem Besitz zu sein, besitzt er in reichem Maße Liebe und Freude und den Geist des Herrn.

Gewiß hat der Herr an Menschen wie Walter Stover gedacht, als er gesagt hat:

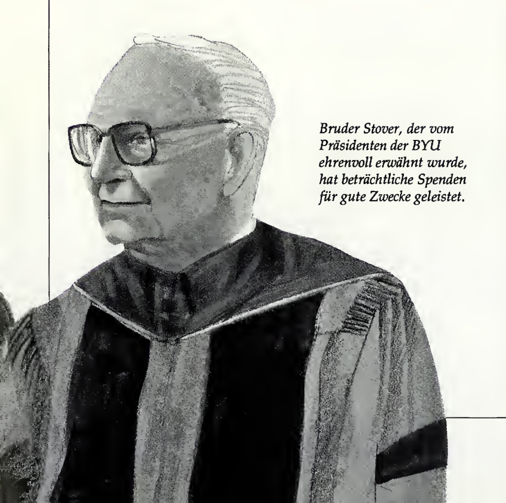
„Dann wird der König denen auf der rechten Seite sagen: Kommt her, die ihr von meinem Vater gesegnet seid, nehmt das Reich in Besitz, das seit der Erschaffung der Welt für euch bestimmt ist.

Denn ich war hungrig, und ihr habt mir zu essen gegeben; ich war durstig, und ihr habt mir zu trinken gegeben; ich war fremd und obdachlos, und ihr habt mich aufgenommen; ich war nackt, und ihr habt mir Kleidung gegeben; ich war krank, und ihr habt mich besucht; ich war im Gefängnis, und ihr seid zu mir gekommen.

Dann werden ihm die Gerechten antworten: Herr, wann haben wir dich hungrig gesehen und dir zu essen gegeben, oder durstig und dir zu trinken gegeben? Und wann haben wir dich fremd und obdachlos gesehen und aufgenommen, oder nackt und dir Kleidung gegeben?

Und wann haben wir dich krank oder im Gefängnis gesehen und sind zu dir gekommen?

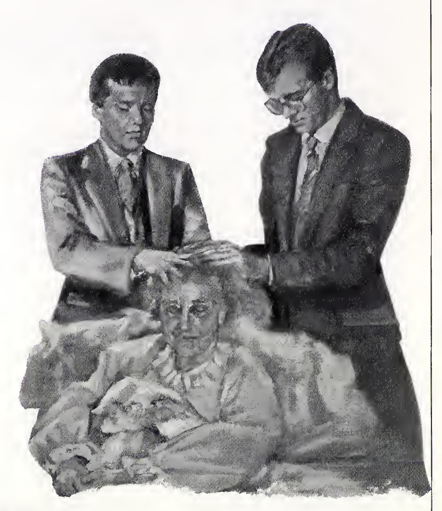
Darauf wird der König ihnen antworten: Amen, ich sage euch: Was ihr für einen meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan." (Matthäus 25:34–40.) □



Bruder Stover, der vom Präsidenten der BYU ehrenvoll erwähnt wurde, hat beträchtliche Spenden für gute Zwecke geleistet.

GROSSMUTTERS SEGEN

Kirk F. Hazen



Die Großmutter meiner Frau lag im Sterben, und sie hatte Angst. Sie war krebskrank und Diabetikerin, und nachdem sie einen schweren Infarkt erlitten hatte, erwartete man, daß sie höchstens noch eine Woche leben würde. Meine Frau hatte mich gebeten, ihre Großmutter im Krankenhaus zu besuchen und ihr, wenn möglich, zu erklären, was mit unserem Körper und mit dem Geist geschieht, wenn wir sterben.

In der Vergangenheit hatte Großmutter sich allen unseren Versuchen, sie im Evangelium zu unterweisen, widersetzt, und ich fragte mich, wie sie nun reagieren würde. Ich erwartete keine wundersame Bekehrung, sondern hoffte nur, daß ich ihr Trost spenden und sie bereitmachen könnte, damit sie in der künftigen Welt für das Evangelium offener wäre.

Zu meinem Erstaunen zeigte sie sich sehr interessiert. Sie hatte viele Fragen, von denen ich die meisten beantworten konnte. Wir redeten zwar auch über den Tod, hauptsächlich aber über das Leben und darüber, was Gott für sie vorgesehen hatte. Dann sprachen wir über das Priestertum und darüber, was ein Krankensegen ist.

Nachdem ich ihr das erklärt hatte, überraschte sie

mich erneut, indem sie fragte, ob sie einen solchen Segen bekommen könne, obwohl sie nicht der Kirche angehöre. Ich sagte ihr, das Priestertum sei auf der Erde, um allen zu helfen, die seine Segnungen wünschten.

Ich versprach ihr, mit jemandem wiederzukommen, der mir helfen würde, ihr den Segen zu geben, und verabschiedete mich. Während ich zum Haus des Freundes fuhr, den ich um diesen Gefallen bitten wollte, betete ich. Großmutter hatte nur noch wenige Tage auf dieser Erde zu leben. Was für einen Segen sollte ich ihr geben? Ich bemühte mich, klar zu denken, und wartete auf den Einfluß des Geistes.

Als wir dann das Krankenzimmer betraten, sagte uns der Geist, daß wir der Krankheit gebieten sollten, aus ihrem Körper zu weichen. Wir verhießen ihr, daß sie lange genug auf Erden bleiben würde, bis sie gefunden hatte, was der himmlische Vater für sie bereithielt, und daß sie erst sterben würde, wenn sie sich selber entschloß, Abschied zu nehmen. Dann verließen wir sie, damit sie Ruhe hätte.

Großmutter starb nicht. Sie kam wieder zu Kräften und konnte schließlich von Zeit zu Zeit auf nachmittägliche Besuche nach Hause kommen und mit einer Rollstütze gehen. Sie bat um die Missionarslektionen und machte sie alle durch, und sie las das Buch Mormon.

Zwei Jahre danach sagte sie zu ihrer Tochter, der Mutter meiner Frau, daß sie in einem Jahr nicht mehr hier sein wolle. Innerhalb einer Woche verfiel sie wieder in denselben Zustand wie vor dem Segen, und dann starb sie.

Sie war nicht getauft worden, weil dies wegen ihrer körperlichen Gebrechen nicht möglich gewesen war, aber wir wußten: Sie war dafür bereit. Es war ihr eine zusätzliche Zeit gewährt worden, um sich bereit zu machen, und als sie ihre Vorbereitungen abgeschlossen hatte, war sie von uns gegangen. Im Sommer darauf vollzogen wir für sie die heiligen Handlungen im Tempel.

Ihr Begräbnis war eines der schönsten, die ich miterlebt habe, und ich weiß, daß dieser Anlaß Menschen verändert hat. Ihre Schwester und ihre Nichte haben sich seither der Kirche angeschlossen und mitgeholfen, die Tempelarbeit für ihre übrigen Angehörigen zu tun. Ich habe gelernt: Wenn der Herr uns eine Glaubensstütze gibt, macht er uns stärker und unseren Glauben größer. □

EIN NEUGEBORENER MISSIONAR

Susan M. Freeborn

Der Missionar, der mein Leben verändert hat, war mein neugeborener Sohn Richard, dessen Geburt ein freudevolles Ereignis war,



und der uns wieder allzu früh verlassen hat. Er hat ohne Worte von ewigen Wahrheiten Zeugnis gegeben. So viel wie von ihm habe ich noch von keinem Lehrer gelernt.

Ich war zweiundzwanzig Jahre alt, aktives Mitglied einer anderen Kirche und fühlte mich sicher und zufrieden. Ich stellte mir keinerlei Fragen über den Sinn des Lebens oder über die Möglichkeit irgendeiner Wahrheit außerhalb meiner eigenen Religion.

Dann kam Richard zur Welt. Er hatte mehrere Geburtsfehler. Mein Leben, das bis dahin ruhig verlaufen war, geriet plötzlich durcheinander. In den wenigen Monaten, die Richard bei uns war, mußte er immer wieder ins Krankenhaus. Jede Komplikation, die sich ergab, zehrte seinen kleinen Körper mehr aus. Er war trotzdem ein hübsches Kind, und er schenkte uns Weisheit und Stärke. Noch nie hat mich die Art eines Menschen so tief berührt wie sein Lächeln, sein sanftes und ruhiges Wesen.

Ich konnte mich während dieser Monate meiner Niedergeschlagenheit und meines Zorns nicht erwehren. Es war mir unbegreiflich, warum gerade mein Sohn solche Probleme hatte. Die Berater in Glaubensfragen meiner Kirche meinten, ich sei vielleicht für eine Sünde bestraft worden, die ich nicht gebeichtet habe, oder ich sei eine unwürdige Mutter und bekäme nun meine wohlverdiente Strafe. Aber ich konnte nicht glauben, daß ein liebender Gott ein unschuldiges Kind wegen der Übertretungen seiner Mutter bestrafen würde.

Damals gaben mir Verwandte meines Mannes, Mitglieder der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage, Literatur ihrer Kirche zu lesen. Bei dieser Lektüre faßte ich wieder langsam Mut. Der Schmerz, der mich bedrückt hatte, schien unbedeutend, verglichen mit der Freude und Hoffnung, die ich daraus schöpfte, und mit dem Glauben, der mir nun den Weg erhellte.

Etwa drei Wochen nachdem die Missionare angefangen hatten, uns zu belehren, kehrte Richard in aller Stille in die Heimat zurück, aus der er erst wenige Monate zuvor gekommen war. Unsere Trauer wurde durch sein liebes Wesen, das unser Herz bewegte und uns in den ersten einsamen Tagen Trost spendete, und durch das Wissen gemildert, daß unser lieber kleiner Sohn nicht weit von uns, nur eben unsichtbar für unsere Augen, weiterlebte.

Inzwischen sind uns drei hübsche Kinder geboren worden. Jedes von ihnen hat, wie es scheint, ein wenig von dem Licht, das auch Richard ausstrahlte. Ich bin dem himmlischen Vater, der mir dieses Kind gesandt und es, was noch weiser gewesen ist, wieder zu sich heimgeholt hat, sehr dankbar. Ich freue mich täglich über diesen kleinen Missionar, der ohne Worte gepredigt hat. □

DER GEIST WECHSELTE DAS THEMA



Julian C. Lowe

Als ich 1941 auf Mission war, wurde ich als Präsident des Distriktes Scottsbluff im Westen Nebraskas berufen. Eines Sonntags sollte ich in der Abendmahlsversammlung reden und hatte eine Ansprache über das Beten vorbereitet.

Als ich zu reden anfing, überkam mich das Gefühl, ich sollte statt dessen über die Gabe des Heiligen Geistes reden. Ich gab diesem Impuls nicht sofort nach, weil ich dachte: Ich habe eine Ansprache über das Beten vorbereitet, und darüber rede ich jetzt. Gleich darauf hatte ich dieselbe Eingebung wieder, diesmal stärker als zuvor. Schließlich sagte ich den Anwesenden, was geschehen war, und wechselte das Thema.

Unmittelbar darauf erfuhr ich den Grund dafür. Ungefähr in der fünften Reihe saß eine Familie namens Pitchford, auch der Vater Malcolm Pitchford, der kein Mitglied war. Als mein Blick auf ihn fiel, war mir sofort klar, daß er es war, zu dem ich reden mußte, wenn ich auch nicht wußte, warum.

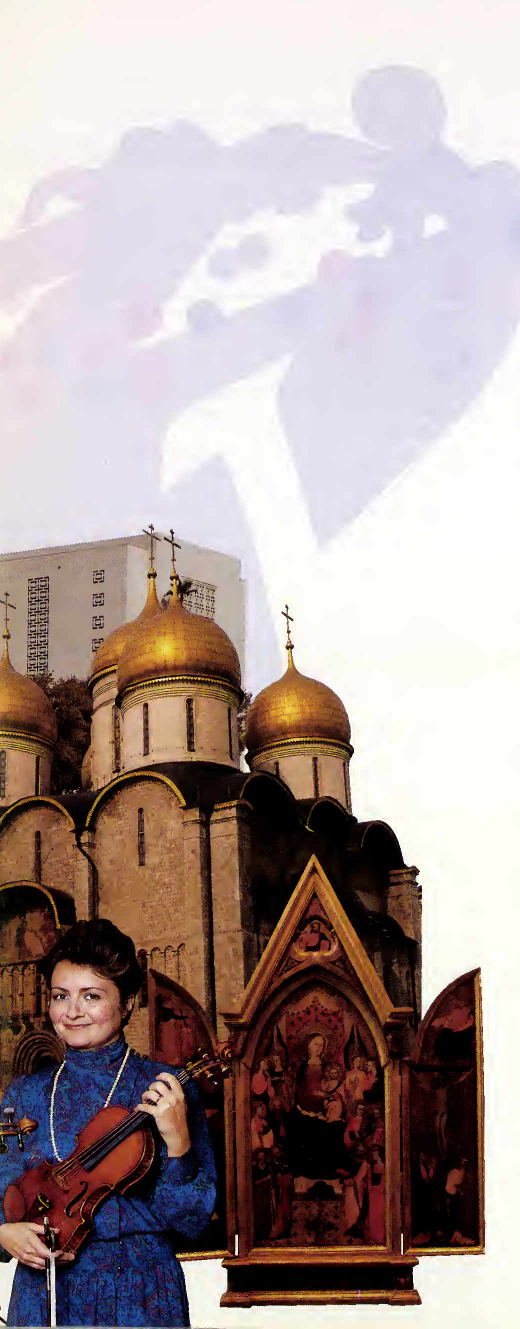
Nach der Versammlung kam Herr Pitchford auf mich zugeeilt und sagte mir, er habe nun endlich eine Lehre begriffen, die ihm jahrelang Kopfzerbrechen bereitet habe. Nun sei er bereit, sich taufen zu lassen.

Später am selben Abend erzählte mir Schwester Pitchford, daß ihr Mann immer ein guter Ehemann und Vater gewesen sei und ihre Arbeit in der Kirche unterstützt habe. Nur sei er nicht bereit gewesen, selber Mitglied zu werden. Sie habe am frühen Nachmittag darum gebetet, daß er sie zur Abendmahlsversammlung begleiten würde und daß er davon innerlich berührt würde.

Einige Tage darauf durfte ich Bruder Pitchford im North Platte River taufen. Später, nach meiner Mission, konnte ich mit den Pitchfords in den Salt-Lake-Tempel gehen, wo sie für Zeit und Ewigkeit gesiegelt wurden. □



Illustration von Perry van Schelt



IGOR UND VESNA GROUPMAN

DeLynn Decker

Ihre Geschichte ist eine Liebesgeschichte – Liebe zur Musik, Liebe zueinander, Liebe zur Freiheit und Liebe zum Evangelium Jesu Christi. Für Igor und Vesna Groupman ist die Liebe zur Kraft geworden, die ihr Leben verändert hat.

Die beiden haben sich 1971 kennengelernt, als sie an der Zentralmusikhochschule für ausgezeichnete Musiker in Moskau Violine studierten. 1967 – mit elf Jahren – gewann Igor den ersten Preis bei einem nationalen Jugendwettbewerb in Kiew, seiner Heimatstadt. Mit fünfzehn Jahren gewann er ein Stipendium an der Zentralmusikhochschule in Moskau, die zu den besten Musikhochschulen der Welt zählt.

Vesna wurde in Nisch in Jugoslawien geboren und spielte bereits mit zehn Jahren als Solistin im Belgrader Kammermusikorchester. 1969 gewann sie den ersten Preis eines internationalen Jugend-Violinwettbewerbs in der Tschechoslowakei. Als sie ihr Talent immer weiter entwickelte und immer bekannter wurde, bekam auch sie ein Stipendium an der Zentralmusikhochschule in Moskau. Igor und Vesna gingen in die gleiche Klasse und verliebten sich ineinander. Aber in Rußland konnten sie nicht heiraten.

„Ein Russe, der eine Ausländerin heiratet, wird gleich als potentieller Flüchtling eingestuft", erklärt Igor. „Auch wenn mein Talent als ‚Staatsschatz' betrachtet wurde, so wäre es mit meiner internationalen Karriere doch vorbei gewesen, denn die politischen

Foto mit Szenen aus der UdSSR von Kay Stevenson; die anderen Fotos von Quentin Gardner jun.

Führer hätten mir nicht mehr getraut, wenn ich eine Ausländerin geheiratet hätte."

Beide schlossen ihr Studium an der Musikhochschule ab und wurden in das berühmte Tschaikowsky-Konservatorium in Moskau aufgenommen, um sich dort weiterzubilden. 1979 stellten Igors Angehörige – alles Juden – einen Antrag auf Ausreise, denn damals gestattete die Sowjetunion Juden öfter die Ausreise. Igor beschloß mitzugehen. Aber sobald seine Absicht bekannt wurde, mußte er vom Konservatorium abgehen, nur wenige Monate vor dem Ende seines Studiums.

Die Familie Groupman erhielt die Erlaubnis, die Sowjetunion zu verlassen, und kam am 15. Juli 1979 in den Vereinigten Staaten an. Igor und Vesna hatten verabredet, daß Vesna in Rußland bleiben sollte, um ihr Studium zu beenden, und dann im Juli 1980 in die Vereinigten Staaten kommen sollte.

Damit begann für beide ein einsames Jahr voller Kämpfe. Igor ließ sich in Los Angeles in Kalifornien nieder und gewann ein Stipendium bei Jascha Heifetz, einem berühmten Violinisten. Außerdem spielte er in Schallplattenstudios.

Währenddessen studierte Vesna weiter, gab in ganz Europa Konzerte und spielte als Solistin im Belgrader Kammermusikorchester und bei den Münchener Symphonikern. Gleich nach Beendigung ihres Studiums reiste sie in die Vereinigten Staaten, wo sie und Igor heirateten.

Vesna hatte das Bedürfnis nach Führung und nach einer festen Glaubensgrundlage. „Ich gehörte der Russisch-orthodoxen Kirche an, aber ich hatte immer das sichere Gefühl, daß ich eines Tages die Wahrheit finden und erkennen würde", sagt sie.

„Ich weiß noch, wie ich Igor gesagt habe, wie schön es wäre, wenn wir eine Kirche finden würden, die genauso wäre wie die Kirche in der Bibel", erzählt sie. Eines Tages erzählte ihre Nachbarin – auch eine Russin – ihr, daß sie eine solche Kirche gefunden habe. Drei Tage später klopften zwei Missionarinnen an die Tür der Familie Groupman und belehrten sie im Evangelium.

Im April 1982 ließ sich Vesna nach einem Monat des Betens und Studierens taufen. Igor hatte gemeinsam mit ihr die Kirche untersucht, sich aber noch nicht zur Taufe entschlossen. Vesnas Beispiel half ihm. „Ich dachte, ich müßte erst alles über die Kirche wissen und vollkommen werden, ehe ich mich taufen lassen könnte", sagt er. Vor allen Dingen hatte er Angst, das Rauchen aufzugeben, denn er rauchte schon seit seinem dreizehnten Lebensjahr.

Die Familie Groupman zog nach San Diego in Kalifornien. Sie gehörten zur Siebten Gemeinde im Pfahl San Diego North und arbeiteten aktiv mit. Igor gab das Rauchen auf und ließ sich im August 1983 taufen.

Daß Igor und Vesna sich der Kirche angeschlossen hatten, half ihnen, sich an die neuen Lebensumstände zu gewöhnen. Igor meint: „Wenn man in ein fremdes Land kommt, dann ist das genauso, als ob man in eine fremde Wohnung kommt, wo es stockfinster ist. Man ist unsicher, und man stößt sich an den Möbelstücken, während man den Lichtschalter sucht. Für uns war die Mitgliedschaft in der Kirche so etwas wie das Anknipsen eines Lichtschalters."

Igor und Vesna spielen beide im Symphonieorchester von San Diego, geben Musikunterricht und eigene Konzerte. Igor ist Konzertmeister des Kammerorchesters von San Diego, und Vesna ist Konzertmeisterin an der Oper von San Diego. Beide arbeiten seit einiger Zeit in einer ungewöhnlichen Kirchenberufung, sie geben nämlich Einwandererkindern in der Südostasien-Gemeinde ihres Pfahles Musikunterricht.

„Weil wir Kinder unterrichten, deren Muttersprache so verschieden ist, brauchen wir den Geist dringend bei uns, damit wir uns untereinander verständigen können. Und das funktioniert auch", erzählt Vesna. „Während unserer Stunden geschehen immer wieder Wunder."

Die beiden arbeiten auch als Pfahlmissionare und geben in dieser Berufung Konzerte; sie spielen auf ihren Instrumenten und sprechen über Musik und das Evangelium.

„Wir glauben, daß Musik zu den unbeschreiblichen Gaben gehört, in denen sich der Geist in Schönheit und Macht kundtun kann. Sie ist ein ausgezeichnetes Hilfsmittel bei der Missionsarbeit", meint Vesna.

Obwohl Igor und Vesna sehr beschäftigt sind, macht es ihnen Spaß, ihre Talente für das Werk des Herrn einzusetzen. „Es macht viel mehr Spaß, ein Talent im Dienst des Herrn auszuüben, als im schönsten Konzertsaal zu spielen", sagt Igor. Und warum? „Weil die Menschen dort sind, um die Wahrheit kennenzulernen und den Herrn zu verehren." □

Wir sehen also, meine Brüder, daß Gott aller Völker gedenkt, in welchem Land sie auch immer sein mögen; ja, er zählt sein Volk, und sein herzliches Erbarmen ist über der ganzen Erde. Dies ist aber meine Freude und meine große Danksagung; ja, und ich will meinem Gott danken immerdar. Amen.

Lieblingsschriftstelle und Zeugnis von Igor und Vesna Groupman aus Alma 26:37.

DU BIST GAR NICHT ALLEIN,

WENN DU MEINST, ALLEIN ZU SEIN



„Fürchte dich nicht! Bei uns sind mehr als bei ihnen.“ (2 Könige 6:16.)

WIE MAN NEIN SAGT . . . UND TROTZDEM SEINE FREUNDE BEHÄLT

Chris Crowe

Du bist auf einer Party, und deine beste Freundin bietet dir einen Drink an.

„Nun komm schon", sagt sie, „ein kleiner Drink unter Freunden schadet dir nichts. Wir sind doch Freundinnen, oder?"

Eines Abends bist du bei einer Freundin zu Besuch. Ihr sitzt beide vor dem Fernseher. Da fängt ein zweifelhafter Film an.

„Du, das ist ein toller Film", sagt deine Freundin. „Den schauen wir uns zusammen an, ja?"

Du schreibst eine wichtige Klassenarbeit und hast fleißig gelernt. Deshalb bist du sicher, daß du eine gute Arbeit schreiben wirst. Dein Freund hat nicht gelernt, aber er muß eine gute Arbeit schreiben, weil er sonst sitzenbleibt.

„Laß mich deine Antworten abschreiben, ehe du deine Arbeit abgibst", flüstert er dir zu. „Du weißt ja, daß ich unbedingt eine gute Note bekommen muß."

Manchmal findet ihr euch in einer Situation wieder, wo ihr entweder nein sagen oder einen Kompromiß bezüglich eurer Ideale eingehen müßt. Wie ihr auf die Aufforderung eurer Freunde reagiert, etwas Falsches zu tun, bestimmt, wie sie zu euch stehen und – was noch wichtiger ist – wie ihr zu euch selbst steht.

Es ist nicht immer leicht, nein zu sagen, wenn es sich um Freunde handelt, aber man kann nein sagen und trotzdem seine Freunde behalten.

„Man muß den Preis zahlen"

Ich will euch erzählen, wie andere das gemacht haben.

Cathy Antonsson aus Helsingborig in Schweden erzählt, daß nein sagen nicht immer leicht und angenehm war.

„Es war schwer. Es ist nicht leicht, aber man muß den Preis für das zahlen, was man ist. Manchmal habe ich geweint, weil ich zu Hause bleiben mußte. Es war schwierig, weil hier viele Menschen gar nicht religiös sind.

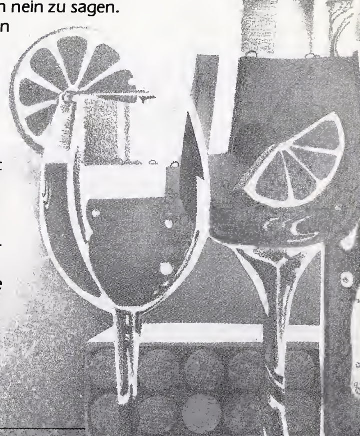
Mit der Schule bin ich für zwei Wochen nach Rom gefahren. In Italien wurde uns ständig Wein angeboten. Zu den meisten Mahlzeiten gab es Wein zu trinken, und deshalb forderten mich meine Freunde immer wieder auf, Wein zu trinken, und ich sagte immer wieder: ‚Nein, ich trinke keinen Wein.'

Meine Freunde haben sehr viel Geld für alkoholische Getränke ausgegeben. Jedesmal, wenn wir irgendwo hingegangen sind, habe ich das Geld, das sie für alkoholische Getränke ausgegeben haben, beiseite gelegt. Bevor wir abgereist sind, habe ich mir dann ein sehr teures Kleid gekauft. Alle waren überrascht, als sie das Kleid sahen, und fragten: ‚Wie kannst du dir bloß so ein Kleid leisten?' Ich habe ihnen erklärt, was ich getan hatte und daß das ein Vorteil dabei sei, wenn man keinen Alkohol tränke."

Trotz der Schwierigkeiten war Cathy froh, daß sie sich an ihre Maßstäbe gehalten hatte. „Als ich mit dem Junior College fertig war (in Schweden sind die Schüler am Junior College zwischen 16 und 19 Jahre alt), hat mir ein Junge, mit dem ich öfter ausgegangen war, erzählt, daß er sich zu Schulbeginn vorgenommen hatte, mich vor der Abschlußprüfung dazu zu bringen, daß ich mich nicht an meine Maßstäbe halten würde. Er sagte, es habe ihn immer geärgert, daß ich so sittlich gesinnt sei. Später – als ich meine Maßstäbe nicht herabschrauben wollte – sagte er mir dann: ‚Ich habe noch kein Mädchen so geachtet wie dich.'"

„Mein Humor erweist sich als sehr hilfreich"

Vielen Menschen hilft ihr Humor, ihren Freunden nein zu sagen. Brian Halverson aus Minneapolis im amerikanischen Bundesstaat Minnesota erklärt: „Mein Humor erweist sich als sehr hilfreich und hilft mir aus dummen Situationen heraus. Meine Freunde wissen noch nicht einmal,



was ein Mormone ist. Aber sie wissen, wofür ich einstehe. Wenn ich mich nicht mit einem Scherz aus der Affäre ziehen konnte, habe ich meistens folgendes gesagt: ,Im Moment habe ich etwas Besseres zu tun. Und es würde mir sowieso nicht viel Spaß machen.' Das hat sich bewährt. Alle meine Freunde achten meine Religion."

„Meine Freunde respektieren meinen Glauben"

Thomas Eberhardt lebt in einer Stadt in Deutschland, wo es nur sieben Heilige der Letzten Tage gibt. Weil die Mehrzahl seiner Freunde nicht der Kirche angehört und weil in Deutschland viel Bier getrunken wird, muß er oft nein sagen.

„In Deutschland wird viel Bier getrunken. Wenn man bei jemand eingeladen ist, bekommt man fast immer auch ein Bier angeboten.

Zuerst bedanke ich mich, erkläre dann aber gleich, daß ich kein Bier trinke und warum nicht. Ich frage meine Gastgeber, ob sie von der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage gehört haben. Meistens sagen sie nein, und dann sage ich ihnen etwas über die Kirche und das Wort der Weisheit. Dann respektieren meine Freunde meinen Glauben, aber ich muß immer positiv sein und darf niemals aggressiv werden.

Bald nach meiner Taufe wurde ich zur Bundeswehr eingezogen und lebte mit vielen anderen Soldaten in einer Kaserne. Deshalb konnte ich auch Situationen nicht aus dem Weg gehen, die im Gegensatz zu den Lehren und Geboten standen, von denen ich gerade erst ein Zeugnis erlangt hatte.

Es dauerte nicht lange, bis ich Zigaretten angeboten bekam. Ich versuchte immer, höflich zu sein, mich zu bedanken und zu erklären, daß ich nicht rauche. Meine Kameraden haben das ohne Probleme akzeptiert.

Einmal jedoch war ich zur Geburtstagsparty eines Freundes eingeladen. Man bot mir Bier an, aber ich bedankte mich und sagte, ich tränke keinen Alkohol. Im Verlauf der Party wurden meine Kameraden immer aggressiver. Schließlich blieb mir nichts anderes übrig, als ihnen zu erklären, warum ich keinen Alkohol trinke.

Ich stand auf und sagte laut: ,Danke, daß ihr mich zur Party eingeladen habt. Ich möchte euch sagen, daß ich kein Bier und überhaupt keinen Alkohol trinken kann, und ich will euch auch erklären, warum nicht. Ihr wißt vielleicht, daß ich der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage angehöre. Der Herr hat uns geboten, daß wir keinen Alkohol trinken sollen, und deshalb trinke ich eben nicht.'

Danach hatte ich in diesem Punkt keine Probleme mehr."

„Sie können mich nicht ändern"

Allison Bowman aus Chandler im amerikanischen Bundesstaat Arizona erklärt, wie sie nein sagt: „Ich predige nicht, ich sage einfach nein. Man darf nicht barsch werden. Ich erkläre einfach, an was für Maßstäbe ich mich halte. So bin ich eben. Sie können mich nicht ändern.

Als ich nach Arizona zog, waren in meiner Klasse mehrere ältere Jungen, die wollten, daß ich den Unterricht schwänzte und mit ihnen Mittagessen ging. Ich sagte ihnen: ,Nein, das tue ich nicht.'

Sie fragten mich dann noch öfter, ob ich mit ihnen ausgehen wollte. Jedesmal antwortete ich: ,Nein, ich darf erst ausgehen, wenn ich 16 bin.' Das muß ich wohl an die hundert Mal erklärt haben. Aber jetzt sorgen sie dafür, daß niemand mich belästigt. Wir sind immer noch gute Freunde."

„Das ist nicht gesund"

Wilfredo Perez wohnt in Cabo Rojo auf Puerto Rico. Er hat sich vor kurzem der Kirche angeschlossen, und er hat eine Menge Freunde. „Am Tag, als ich mich der Kirche anschloß", erzählt er, „sagten viele Mitglieder zu mir, daß ich ein paar Freunde verlieren würde. Ich fragte mich,

Illustrationen von Lori Anderson



warum. Wieso sollte es sich auf meine Freunde auswirken, daß ich nun Heiliger der Letzten Tage war?

Ich unternahm auch weiterhin etwas mit meinen Freunden, aber ich sprach nicht mehr über das, worüber ich gesprochen hatte, ehe ich mich der Kirche anschloß, und ich verhielt mich auch nicht mehr genauso. Manchmal war ihnen ein bißchen unbehaglich zumute. Am Anfang war es schwer, nein zu sagen. Ich wollte sie nicht verletzen oder ihnen das Gefühl geben, ich hätte sie nicht mehr gern. Ein Freund lud mich zu einer Neujahrsparty ein. Ich ging hin, und er sagte zu mir: ‚Wilfredo, komm rein und trink so viel Rum und Bier, wie du willst.' Ich sagte: ‚Nein, danke. Ich mag weder Rum noch Bier, und außerdem ist es nicht gesund.' ‚Na gut', sagte er, ‚dann vergnüg dich halt so, wie du es möchtest.' Und so war ich mit meinen Freunden zusammen, ohne Alkohol zu trinken oder etwas zu tun, was ich nicht tun sollte."

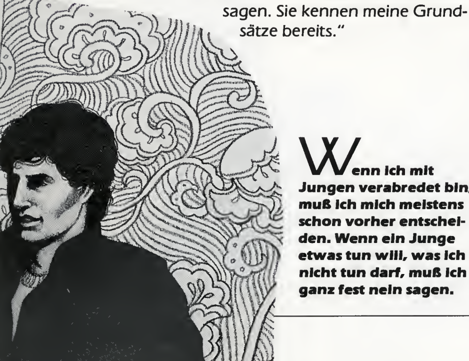
„Es ist wichtig, daß man Freunde außerhalb der Kirche hat"

Mark Ray aus Tempe im amerikanischen Bundesstaat Arizona erzählt, daß von seinen Freunden viele nicht der Kirche angehören, daß er das aber nicht als Problem empfindet.

„Ich glaube, es ist wichtig, daß man Freunde außerhalb der Kirche hat, sich aber nicht von ihnen beeinflussen läßt. Ich unternehme viel mit Leuten, die nicht der Kirche angehören, aber ich gehe keine Kompromisse mit meinen Grundsätzen ein.

Einmal war ich auf Klassenfahrt in Kalifornien. Als wir abends in unser Hotelzimmer gingen, nahmen meine Klassenkameraden Bier mit auf das Zimmer. Ich sagte: ‚Nein, danke', und saß nur so herum. Zuerst kam ich mir ein bißchen komisch vor, aber sie drängten mich nicht.

Die meisten Freunde wissen, daß ich Mormone bin, und deshalb muß ich nicht sehr oft nein sagen. Sie kennen meine Grundsätze bereits."



Wenn ich mit Jungen verabredet bin, muß ich mich meistens schon vorher entscheiden. Wenn ein Junge etwas tun will, was ich nicht tun darf, muß ich ganz fest nein sagen.

„Ich mußte mich entscheiden"

Michele Randria aus Mont de Marsan in Frankreich lebt in einer Stadt, in der es nur wenige Heilige der Letzten Tage gibt. Deshalb gehören auch die meisten ihrer Freunde nicht der Kirche an.

„Ich bin das einzige Mitglied in meiner Altersgruppe in der ganzen Stadt. Glücklicherweise hat mein Vater nie geraucht oder Alkohol getrunken, auch wenn er nicht der Kirche angehört. Und die meisten meiner Freunde wissen, daß ich auch nicht rauche oder trinke.

Weitaus schwieriger waren Verabredungen mit Jungen", erzählt Michele. „Ich mußte mich meistens schon vorher entscheiden. Aber selbst dann war es noch schwierig genug. Wenn ein Junge etwas tun wollte, was ich nicht tun durfte, mußte ich ganz entschieden nein sagen. Und manchmal war der Junge dann nicht mehr mein Freund.

Ich habe festgestellt, daß es grundsätzlich einfacher ist, wenn man vorher sagt: ‚Nein, ich kann nicht mit dir ausgehen' oder ‚ich kann nicht mit dahin gehen'. Wenn man einmal mit einem Jungen unterwegs ist, ist es schwierig, nein zu sagen. Deshalb gehe ich der Situation manchmal von vornherein aus dem Weg, indem ich der Verabredung aus dem Weg gehe."

Ihr seht also, es ist nicht immer leicht, seinen Freunden nein zu sagen, und es gibt auch keine allgemeingültige Methode dafür, wie man aus schwierigen Situationen herauskommt. Man kann sich nicht auf das verlassen, was andere tun, sondern muß selbst im voraus eine Entscheidung treffen. Wenn ihr aber in den heiligen Schriften lest, auf den Rat des Propheten hört und um Führung betet, dann werden euch auch die passenden Antworten einfallen.

Wilfredo Perez meint: „Es kommt in der Hauptsache darauf an, in einer Weise nein zu sagen, daß sich die Freunde nicht angegriffen fühlen. Man muß seine Freunde nicht verlieren, weil man Mormone ist. Wenn ich jetzt mit meinen Freunden zusammen bin, rauchen, trinken und fluchen sie nicht mehr. Meine alten Freunde sind immer noch meine Freunde, und jetzt habe ich mehr Freunde als vorher."

Allison Bowman sagt dazu folgendes: „Als ich sieben Jahre alt war, habe ich mir fest vorgenommen, mit allen Kräften zu versuchen, das zu tun, was richtig ist. Heute denke ich – ehe ich mich entscheide – über die Lage nach. Wenn ich etwas Falsches tue, muß ich dafür bezahlen, und das weiß ich."

Das ist das Wichtigste, woran ihr denken sollt, wenn euch eure Freunde in eine schwierige Situation bringen. Haltet euch schon vorher vor Augen, woran ihr glaubt, und wenn ihr dann gefordert werdet, steht für euren Glauben ein!

Wenn ihr das tut, könnt ihr nein sagen und trotzdem eure Freunde behalten, und zwar eine ganze Menge. □

EIN LIED IN D

Ein melodisches Zirpen durchdringt als einziges Geräusch die feuchte, schwere Nachtluft. Kleine Frösche, auf Puerto Rico und ein paar Inseln in der Nähe verbreitet, scheinen ihr süßes Lied zu Ehren des herrlichen Ereignisses zu singen, das jeden Augenblick beginnen wird.

Das Lied dringt durch die offenen Fenster der Kirche, in der sich viele Menschen versammelt haben. Sie sitzen ruhig und erwartungsvoll da, während sich die Ventilatoren an der Decke langsam drehen und Bewegung in die Palmen bringen, die das Gebäude verschönern.

Eine Bewegung vorne im Raum unterbricht die Stille. Zwei junge Männer, ganz in weiß gekleidet, steigen die Stufen zum Taufbecken hinab und sehen sich lächelnd an. Einer hebt den Arm und bringt die Hände in die richtige Stellung. Dann ist eine kräftige, junge Stimme zu hören, die das Lied der Frösche (der Coquis) übertönt.

Der eine junge Mann taucht den anderen im Wasser unter, der mit einem neuen Lächeln auf den Lippen wieder auftaucht. Dieses Lächeln spiegelt sich im Gesicht derjenigen wider, die zuschauen. Ein weiterer junger Mann auf Puerto Rico hat den Namen Christi auf sich genommen.

Gerard Aquirre ist 18 Jahre alt und das neueste Mitglied der Gemeinde San Juan. Er kennt den siebzehnjährigen Pablo Chavez erst seit ein paar Wochen, aber nachdem er einmal bei der Familie Chavez zum Familienabend war, hat er das Gefühl, er sei schon immer Pablos Bruder gewesen. Daher ist es nur natürlich, daß er Pablo gebeten hat, ihn zu taufen.

Pablo und Gerard sind typisch für junge Heilige der Letzten Tage auf Puerto Rico. Die Landessprache der Insel ist Spanisch, aber alle lernen in der Schule Englisch, und die meisten sprechen es auch fließend. Manche sind wie Pablo schon seit Jahren Mitglied und sogar auf das amerikanische Festland gereist, um sich im Tempel an ihre Familie siegeln zu lassen. Andere haben wie Gerard erst vor kurzem die Lehren der Kirche kennengelernt. Trotzdem verleihen ihre Lebensführung und ihr Vorbild der ganzen Kultur Ausstrahlungskraft, so wie das Lied des Coqui die Nacht verschönt.

Die Insel Puerto Rico gehört zu den Vereinigten Staaten. Sie liegt zwischen Atlantik und Karibik, ungefähr 1 600 km südöstlich von Florida. Vor fünfzehn Jahren sind die ersten Missionare dorthin gekommen. Seit damals ist die Kirche auf dieser tropischen Insel gewachsen und erblüht; jetzt gibt es dort drei Pfähle und viele Distrikte. Hier findet man viele junge Leute, die eifrig darauf bedacht sind, das Evangelium zu lernen und anderen davon zu erzählen.

Jeanette Morales ist fünfzehn Jahre alt und Klassenpräsidentin der Rosenmädchen. Sie gehört zur Gemeinde Trujillo Alto. „Am meisten Freude macht es mir, nach dem Evangelium zu leben", erzählt sie. „Alle Lehren helfen mir so sehr. Alles ist gut, wenn man weiß, daß Gott lebt und daß er uns liebt." Jeanette und ihre Schwestern Lidi und Dioni, achtzehn und sechzehn Jahre alt, haben sich vor fünfeinhalb Jahren zusammen mit den Eltern der Kirche angeschlossen. Lidi, die derzeit Erste Ratgeberin in der JD-Leitung ist und die Bienenkorbmädchen unterrichtet, sagt: „Wir sind zu einem wichtigen Zeitpunkt in die Kirche gekommen. Wir waren gerade ins Teenageralter gekommen, und da fangen die Versuchungen ja erst richtig an."

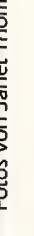
DER NACHT

Lisa A. Johnson

Die drei Schwestern erzählen, daß sie ihren Freunden außerhalb der Kirche ein Beispiel sein können, weil sie sich an die Lehren der Kirche halten. Andere junge Heilige der Letzten Tage haben wichtige Aufgaben in der Schule und im Gemeinwesen zu erfüllen. Belinda Berrios wurde 1984 Miss Teenager von Puerto Rico, und die drei Schwestern Morales haben viele Klassenämter innegehabt. Freunde und Lehrer fragen oft: „Wieso seid ihr so anders?" Meistens sind ihre Freunde neugierig, aber respektvoll, nur gelegentlich spotten sie.

„Aber das macht uns nichts aus", sagt Dioni, die Erste Ratgeberin in der Klassenpräsidentschaft der Lorbeermädchen und Seminarsekretärin ist. „Wir nehmen das als Grund dafür, ihnen die Wahrheit über die Kirche zu sagen. Wenn die Menschen merken, daß wir uns der Kirche nicht schämen, wollen sie mehr wissen." Obwohl nicht jeder auf der Insel mit den Lehren der Kirche vertraut ist, kennen doch die meisten ihre Fernseh-Werbespots. Durch diese Werbespots hat auch Gerard zum ersten Mal von der Kirche gehört.

Der große, gutaussehende Junge schrieb an die eingeblendete Adresse und fragte an, ob es auf Puerto Rico Vertreter der Kirche gäbe. So kamen die Missionare zu ihm, und bald nahmen sie mit ihm die Missionarslektionen durch. Gerard erzählt: „Als ich Joseph Smiths Geschichte hörte, war mir genauso zumute wie ihm. Auch ich war verwirrt, und deshalb ging ich in einen Kaktuswald, wo ich eine Lichtung fand. Dort bat ich den Herrn, mich zu führen. Danach spürte ich einen ganz wunderbaren Geist, nämlich denselben Geist, den ich auch gespürt hatte, wenn die Missionare mich belehrten. Ich kannte mich im religiösen Bereich nicht besonders gut aus, aber als die Missionare einmal angefangen hatten, mich zu belehren, da dauerte es gar nicht lange, bis mir klarwurde, daß das die Wahrheit war. Es war so, als ob ich das schon immer gewußt hätte." Die Missionare machten Gerard mit Pablo, seinem fünfzehnjährigen Bruder Mario und deren Eltern bekannt. Gerard wurde gleich in die Familie aufgenommen. Das ist bei den Mitgliedern auf Puerto Rico nichts Ungewöhnliches. Die Erwachsenen und die Teenager sind die besten Freunde. Sie unterhalten sich mit liebevollem Respekt, und bei Kirchenveranstaltungen sondern sich die Teenager selten von den Erwachsenen ab.



Die Familie Chavez freute sich sehr, daß sie Gerard im Evangelium belehren konnte. Sie waren ganz aus dem Häuschen, als Gerard beschloß, sich taufen zu lassen und als erstes fragte: „Kann ich auch ein Missionar sein?" Diese Frage nehmen viele junge Leute auf Puerto Rico sehr ernst. Pablo hat in den letzten Jahren fleißig im Bilderrahmengeschäft seines Vaters gearbeitet, um Geld für seine Mission zu verdienen. Jetzt ist er siebzehn Jahre alt und hat sein Ziel fast erreicht. Und wenn die Zeit kommt, auf Mission zu gehen, ist er auch in anderen Bereichen gut vorbereitet.

Die Gemeindeführer, die mit den jungen Leuten arbeiten, erklären, wie man sich sowohl geistig als auch zeitlich auf eine Mission vorbereitet. Jeden dritten Sonntag im Monat führen sie einen zweistündigen Workshop für Jungen durch, wo diese etwas über Kochen und richtige Ernährung, Körperpflege, Fahrrad- und Autoreparaturen, Nähen und gutes Verhalten lernen. Außerdem hören sie während dieser Zeit Ansprachen von Missionaren und Gemeindeführern.

Wie alle jungen Heiligen der Letzten Tage auf der ganzen Welt mögen auch die jungen Puertoricaner Roadshows und können kaum die nächste Jugendkonferenz abwarten.

Außerdem machen sie begeistert bei Sportausscheidungen mit, vor allen Dingen im Volleyball und Basketball. Das Pfadfinderprogramm wird jetzt auch eingeführt; Redewettbewerbe, Firesides und Gottesdienste bei Sonnenaufgang finden regelmäßig statt. Wenn man auf Puerto Rico lebt, hat man den Vorteil, daß viele Aktivitäten am Strand stattfinden können, der immer in der Nähe ist. Außerdem machen die jungen Leute bei vielen Dienstprojekten mit. Das hört sich vielleicht so an, als sei das Leben auf Puerto Rico leicht, aber die Teenager dort haben auch ihre Probleme. Der Druck der Altersgenossen jedoch, den die meisten anderen Teenager als schlimmstes Problem ansehen, ist für die jungen Puertoricaner nicht so wichtig. „Wir suchen uns Freunde aus, die das glauben, was wir auch glauben, und deshalb üben sie auch nicht so viel Druck auf uns aus", sagt Lidi und faßt damit zusammen, was die meisten anderen jungen Leute denken.

Das wirkliche Problem – und da werden die meisten jungen Leute auf Puerto Rico zustimmen – ist der Druck, den die Welt ganz allgemein ausübt. „Heute heißt es doch, daß man stark und reich sein und das tun muß, was sittlich falsch ist, wenn man für klug gehalten werden will", sagt Pablo. Sein Bruder Mario stimmt dem zu und fügt noch an: „Überall, wo man hinsieht, gibt es Menschen, die einen auffordern, gegen die Lehren der Kirche anzugehen." Beide Jungen sind der Meinung, daß die Kirchenaktivitäten und -programme wie beispielsweise der Familienabend und das Schriftstudium ihnen helfen, sich immer die richtigen Prioritäten zu setzen.

Die jungen Leute wappnen sich mit den Lehren der Kirche gegen die Einflüsse der Welt, so wie ihre spanischen Vorfahren die Insel Puerto Rico benutzt haben, um ihre Kolonien in der neuen Welt zu schützen. Puerto Rico – was auf deutsch „reicher Hafen" bedeutet – war einmal ein strategischer Stützpunkt der Spanier in der Karibik. Entlang der Küste reiht sich ein mächtiges Fort an das andere, von deren festen Mauern sich die Spanier gegen einfallende Piraten verteidigt haben.

Heute helfen die engagierten jungen Leute mit, Puerto Rico zu einem Stützpunkt der Kirche zu machen. Geographisch gesehen ist dieser Stützpunkt zwar klein, aber die Stimme der jungen Heiligen der Letzten Tage auf Puerto Rico ist wie das Lied des Coquis. Obwohl der kleine Frosch höchstens fünf Zentimeter lang wird, durchdringt sein klares, süßes Lied die Nacht und macht sie friedlicher. □





DIE SPINNE

David Brinley

Niemand sonst hatte sie bemerkt. Und es war schon seltsam, daß ich sie überhaupt bemerkt hatte. In einem Foyer voller energiegeladener Japaner, die in die Sonntagsschule wollten, war die kleine Spinne ja auch wirklich unbedeutend. Sie war unter der Heizung hervorgekommen – ein kleiner brauner Fleck, der langsam zur Flurmitte hinkrabbelte. Als sie so etwa einen Meter zurückgelegt hatte, waren die meisten Mitglieder da und unterhielten sich vor der Versammlung im Flur.

Zuerst hatte ich sie unter die Heizung zurückschubsen wollen. Dann kam mir der kindische Gedanke, sie zu zertreten. Zum Glück für die Spinne wurde dieser grausame Gedanke aber bald durch Neugier abgelöst. Der Spinne schien nicht mehr viel Zeit zum Leben zu bleiben, denn sie krabbelte unbeirrt weiter. Ich war so fasziniert, daß ich sie gespannt beobachtete und mich fragte, wie die Sache ausgehen würde – welcher Fuß sie wohl zertreten würde, unabsichtlich, aber unvermeidlich.

Ich werde wohl nie begreifen, wie Bruder Tashiro, der Distriktspräsident, sie gesehen hat. Er muß sehr in Eile gewesen sein, als er durch die Tür kam, weil noch eine andere Versammlung auf dem Plan stand, denn er hatte seinen Aktenkoffer in der Hand und einen Kassettenrecorder und einen Diaprojektor unter dem anderen Arm. Ihm gingen sicher tausend Gedanken im Kopf herum, die mit seiner Aufgabe als Distriktspräsident zu tun hatten, aber trotzdem sah auch er irgendwie die kleine Spinne im vollen Foyer. Er blieb sofort stehen, legte seine Sachen hin und schob unter Entschuldigungen die Mitglieder beiseite. Dann bückte er sich, setzte die Spinne auf die Innenfläche seiner Hand und trug sie nach draußen in eine für sie freundlichere Umgebung. Danach eilte er in die wartende Versammlung, so als ob nichts geschehen wäre.

Das war ein so einfaches, natürliches Verhalten für einen Gottesknecht. Mir trat plötzlich ein anderes Bild vor Augen. Ich sah den Erretter, der seine Aufgabe, zahllose Welten zu erschaffen, unterbrach, um unverständige Menschen zu belehren, zu ermahnen und sich für sie zu opfern – eine scheinbar unbedeutende Zeitspanne im Zeitenkorridor der Ewigkeit. Er bewahrte den Menschen vor dem drohenden Unheil und brachte ihn in eine Umgebung, wo es Freiheit und Entwicklungsmöglichkeiten gab und wo er leben und wachsen konnte.

Ich dachte an die vielen tausend Japaner, die noch nichts von der großen Liebe des Erretters wissen und die zu belehren ich gesandt worden war. Ich eilte in die Sonntagsschule; in meinem Herzen brannte ein neuer, fester Entschluß. Das nächste Mal wollte ICH die Spinne retten. □

Foto von David Quinney jun.



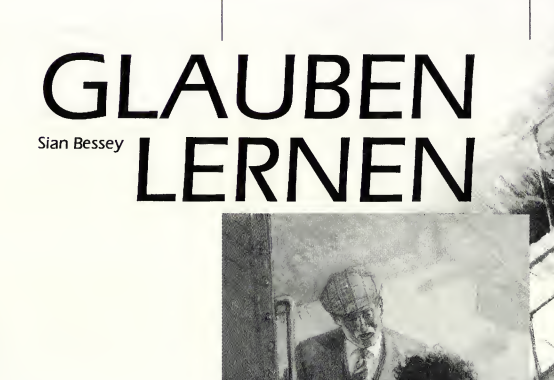
GLAUBEN LERNEN

Sian Bessey

Ich stand auf dem Bahnhof, und die Tränen strömten mir nur so die Wangen hinunter. Ich war im Begriff, Wales – meine Heimat – zu verlassen und in ein fremdes Land zu fahren und ein ganz neues Leben an der Brigham-Young-Universität in Provo kennenzulernen. Meine Koffer waren schon alle verladen, und nun mußte ich mich nur noch von meinem Vater verabschieden. Wir umarmten einander fest. Er beugte den Kopf und flüsterte mir ins Ohr: „Du wirst es schon schaffen. Ich glaube an dich." Dann schubste er mich sanft in den wartenden Zug hinein.

Vater winkte, und als er langsam aus meinem Blickfeld verschwand, fühlte ich mich ganz leer. Ich fühlte mich verlassen und einsam. Aus dem Fenster starrte ich auf die vertrauten grünen Felder, Hecken und grauen Steinhäuser, die langsam meinen Blicken entschwanden. Die Mitreisenden, die sich unterhielten oder Zeitung lasen, wurden von mir nicht mehr wahrgenommen, als ich mich an meine Kindheit zurückerinnerte – und an meinen Vater. . . .

Er stand auf einer schwankenden Brücke und hatte meinen zweijährigen Bruder auf dem Rücken. „Komm her, Sian. Faß mich an, und dann gehen wir gemeinsam über die Brücke." Seine Stimme machte mir Mut, aber meine Knie zitterten. Ich hatte Angst. Von dem Platz aus,„an dem ich stand, konnte ich sehen, wie die Brücke unter dem Gewicht derjenigen schwankte, die sie überquerten. Ich konnte hören, wie das Seil ächzte, obwohl das Wasser tief unter mir brauste. Damals wußte ich so gut wie nichts über das Ingenieurwesen, aber ich war fest davon überzeugt, daß die Brücke nicht sicher war. Ich zitterte vor Angst und machte einen





Ich sah meinem Vater in die Augen; er hatte den gleichen Ausdruck in den Augen wie ich. Ich spürte, was er dachte: Ich glaube an dich, und ich weiß, daß du alles schaffen kannst, was du dir vornimmst.

Schritt zurück.

„Sian." Die Stimme meines Vater klang sanft, aber nachdrücklich. „Schau mich an!" Ich sah in sein starkes, liebevolles Gesicht. „Vertrau mir. Du mußt keine Angst haben." Er streckte die Hand aus. Ich sah in seine Augen und trat auf die schwankende Brücke. Sie ächzte, und ich stieß einen Schluchzer aus. Vater faßte mich fest an der Hand und schritt vorwärts. Ich klammerte mich an seine Hand und wußte plötzlich, daß mir nichts geschehen konnte. So oft habe ich vertrauensvoll nach seinen großen Händen ge-

griffen. Wie oft mußte er über meinen Eifer lächeln, wenn ich etwas entdeckt oder etwas Spannendes erlebt hatte.

So hatte er auch gelächelt, als ich den Gipfel des Mount Snowdon bestiegen hatte, des höchsten Berges in Wales und ganz England. Der alte Weg, der am Berg hochführte, war mit losem Geröll bedeckt, das beim Gehen unter uns wegrutschte. Die rauhen grauen Steine und die verstreuten Gesteinsblöcke, die das Inlandeis angeschwemmt hatte, bildeten einen reizvollen Kontrast zum blauen Himmel und den weißen Wolken.

Ab und zu kamen wir an einem Schaf vorbei, das nach etwas Gras suchte. Diese genügsamen Tiere sind so an Menschen gewöhnt, daß sie uns kaum beachteten.

Es dauerte nicht lange, bis mir die Beine wehtaten und ich müde wurde. Der graue Pfad schien kein Ende zu nehmen. „Los, Sian, du schaffst es!" Vater redete liebevoll auf mich ein und hob mich auf seinen Rücken. Das machte den Aufstieg für ihn zwar schwieriger, aber ich konnte wieder zu Kräften kommen. Wir kamen an halbzerfallenen Mauern vorbei, die ein längst vergessener Schäfer gebaut hatte. Von weitem sahen sie aus wie riesige Narben im Gesicht des Berges.

Schließlich hatten wir den letzten Hang erreicht. Vati hielt mich fest an der Hand, als wir hochstiegen. Oben angekommen setzten wir uns hin, denn wir waren außer Atem. Ich sah mich um. Weit unten konnte ich Menschen sehen, die aussahen wie bunte Ameisen. So weit das Auge reichte, sah ich Berggipfel, tiefe Täler und weit, weit hinten das Blau der Irischen See. Ich sah mich ehrfürchtig um und lachte dann begeistert: „Wir haben es geschafft, Vati! Wir sind auf dem Gipfel!" Ich sah meinem Vater in die Augen; er hatte den gleichen Ausdruck in den Augen wie ich. Ich spürte, was er dachte: Ich habe dich lieb, ich glaube an dich, und ich weiß, daß du alles schaffen kannst, was du dir vornimmst.

Von ferne hörte ich das rhythmische Schlagen der Räder des Zuges, aber meine Gedanken blieben in der Vergangenheit. Mir wurde immer deutlicher bewußt, daß während meiner Kindheit zwischen meinem Vater und mir ein ewiges Band entstanden war. Aus meinen Kindheitsängsten und meinem Glauben an sein schier unendliches Wissen war eine liebevolle, vertraute Partnerschaft geworden, die immer enger wurde, je mehr ich an Reife und Erfahrung zunahm.

Dieser Gedanke war mir irgendwie vertraut. Konnte es sein, daß meine Beziehung zum himmlischen Vater sich auf die gleiche Weise entwickelt hatte? Vielleicht war mein vorirdisches Leben wie meine Kindheit die Zeit gewesen, in der ich Glauben und Vertrauen zu meinem Vater entwickelt hatte. Ich lernte alles, was ich lernen konnte, während wir zusammen waren, und verließ dann meine Heimat im Himmel mit der Erkenntnis, daß der himmlische Vater an mich und an meine Fähigkeiten zum Guten glaubte, die sich in dieser neuen Lebensphase erweisen mußten.

Als ich darüber nachdachte, spürte ich, wie ich von Wärme erfüllt wurde. Sie löschte die schmerzliche Leere aus, die ich empfunden hatte. Ich wußte: Gleichgültig, wie weit ich auch immer von meinen irdischen Eltern fortreisen würde, ich konnte eines Tages zurückkommen und immer noch die Nähe und das Vertrauen spüren, das zwischen uns bestanden hatte. Aber was noch wichtiger war – mir wurde klar, daß das gleiche Band auch zwischen mir und meinen Eltern im Himmel besteht. So wie mein Glaube und Vertrauen dem himmlischen Vater gegenüber zunehmen, so nehmen sein Glaube und Vertrauen mir gegenüber zu. Er ist immer da, um mir zu helfen, wenn ich ihn nur darum bitte. Und eines Tages, wenn mein Glaube stark genug bleibt, kann ich zu ihm zurückkehren, um bei ihm zu leben und diese Einigkeit für alle Ewigkeit zu spüren. □

